

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Wilhelm Landgrebe

Ludwig Nommensen

Kampf und Sieg eines Sumatra - Missionars



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Ludwig Nommensen

Die Geschichte der Äußeren Mission ist reich an Gestalten, die im Kampf mit den finstern Mächten des Heidentums Blut und Leben einsetzten. Auch Ludwig Nommensen, der als Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu den wilden Bataks nach Sumatra kam, um ihnen die Frohe Botschaft von Christus zu bringen, schwebte oft in Lebensgefahr. Die Bataks lebten damals noch in ungebrochenem Heidentum. Sie waren als Menschenfresser wegen ihrer Roheit und Grausamkeit berüchtigt; finsterner Geister- und Ahnenkult beherrschte sie. Es bedurfte unendlicher Geduld, Weisheit und erbarmender Liebe, die er sich nur von Gott erbitten konnte, ehe Nommensen in diese finstere Welt eine Bresche schlagen konnte. Auch als nach einigen Jahren die ersten Christen getauft werden konnten, blieben Rückfälle und besondere Schwierigkeiten und Verfolgungszeiten nicht aus. Aber das Christentum erwies auch hier seine Siegeskraft, und dem klugen Vorgehen Nommensens, der die gewonnenen Christen weitgehend zur Mitarbeit heranzog, war es zu verdanken, daß es bald zu einer geordneten jungen Eingeborenenkirche kam. Als Nommensen, der Apostel der Bataks, wie er genannt wurde, im hohen Alter von 84 Jahren heimging, da hinterließ er in der Batakirche ein lebendiges Erbe, das auch heute nach den schweren Erschütterungen durch den Zweiten Weltkrieg noch seine Früchte trägt.

Band 77/78 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Ludwig Nommensen

Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars

Von

Wilhelm Landgrebe



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Saat auf Hoffnung	5
Der Ruf Gottes	11
Im Kampf mit dem Heidentum	17
Die ersten Christen	37
Auch Tobaland öffnet sich dem Evangelium	59
Das Werden der Batakirche	76
Schwierigkeiten — Herrlichkeiten	87
Lebendiges Erbe	105

Eine Erklärung fremder Wörter und Ausdrücke findet sich am Schluß des Buches.

Saat auf Hoffnung

Unter den reichen Sundainseln ist Sumatra schon bald nach der Inbesitznahme durch die Holländer das Ziel von Missionaren gewesen. Zunächst allerdings stand im Vordergrund die unersättliche Habgier der Ostindischen Kompanie, einer Handelsgesellschaft, die in den reichen Bodenschätzen ausgiebige Gewinnmöglichkeiten sah, ohne sich um das Wohl der Eingeborenen zu kümmern, an denen nur in bescheidenem Umfang holländische kirchliche Kreise Missionsarbeit trieben. Im Verlauf der Siegesjahre Napoleons wurden diese Kolonien für kurze Zeit französisch, bald aber von den Engländern erobert, die sie bis zum Jahre 1824 in Besitz hatten. Dem Einfluß des entschieden christlichen und weitblickenden englischen Gouverneurs Sir Stamford Raffles ist es zu danken, daß viel für die kulturelle Erschließung des Landes geschah und Sendboten der englischen Baptisten nach Sumatra kamen. Die beiden Missionare Ward und Burton gewannen nach einer vorbereitenden Untersuchungsreise günstige Eindrücke, man kam ihnen nicht unfreundlich entgegen und half ihnen beim Erlernen der unerforschten Sprache. Es gelang Burton, das erste Kapitel der Bibel in die Bataksprache zu übersetzen. Auf beschwerlichen Urwaldpfaden drang Burton tief in das Innere des Landes ein, geleitet und beschützt von befreundeten Häuptlingen. Er konnte in großen Volksversammlungen die Zehn Gebote erklären, sprach von der Auferstehung der Toten und vom Weltgericht; er redete davon, daß die Menschen wiedergeboren und erneuert werden müßten. Zu einem rechten gegenseitigen Verstehen kam es allerdings nicht; immerhin schied man

mit gegenseitigen Freundschaftsbeteuerungen voneinander. Bei dem Mangel an Kenntnis heidnischer Sprache und Denkweise war dies nicht verwunderlich. Eine bedenkenlose Annahme des Evangeliums wäre in der Missionsgeschichte etwas Unerhörtes gewesen.

Diese erfreulichen missionarischen Anfänge wurden bald zerstört. Sumatra kam wieder in den Besitz der Holländer; schwere politische Erschütterungen, durch eine fanatische malaiisch-mohammedanische Sekte, die Padris, ausgelöst, folgten und verwüsteten das Land. Jene grausamen, jahrelangen Raubzüge sollten die heidnischen Bewohner zwingen, zum Mohammedanismus überzutreten. Erstaunlicherweise blieben die Bataks dem gewaltsamen mohammedanischen Ansturm gegenüber ihrem Heidentum treu und ließen sich lieber töten, als daß sie zum verhaßten Islam übertraten. In diesen Wirren fand der erste Missionsversuch ein rasches Ende.

Die Bostoner Missionsgesellschaft entsandte im Jahre 1834 ihre Missionare Munson und Lyman nach Sumatra, die alle Spuren Burtons verweht fanden. Beide Männer waren von glaubensmutigem Eifer erfüllt und schickten sich sofort an, in das Innere des Landes zu reisen, obgleich sie weder der Sprache mächtig waren noch, wie es bei Reisen unter wilden Völkern notwendig war, zuvor Freundschaft mit einflußreichen Häuptlingen geschlossen hatten. Den Rat eines wohlwollenden Häuptlings, sich von Dorf zu Dorf durch vertrauenswürdige Häuptlinge weiterführen zu lassen, befolgten sie nicht und gerieten so ins Verderben. In der Nacht, die dem Aufbruch vorausging, schrieb Lyman bei flackerndem Kerzenlicht einen Brief: „Siboga, Mitte Juni 1834. Morgen brechen wir nach dem Innern auf. Was uns neulich noch Ward in Padang

erzählte von seiner Reise zusammen mit Burton vor neunzehn Jahren nach den Hochtälern von Silindung, hat uns endgültig bestärkt, den Weg zu den wilden Stämmen der Bataks zu wagen. Zwar ist es vermutlich dort so wie hier in Siboga, daß fast jedes Erinnern an die kurze Wirksamkeit jener beiden Männer verlorenging, aber das unendliche Staunen, mit dem die Bataks einst ihre Botschaft vom Tuan Djesus aufnahmen, lockt uns unwiderstehlich, zu versuchen, diese gefürchteten Stämme im Innern zu ihm zu führen, dem großen Eroberer der Erde. Weil wir wissen, daß er Sieger bleiben wird im Kampf um die Welt, dürfen wir nicht zögern, auch in dies Land düsteren Schauers einzudringen, ein neues Volk im großen Kampf um die Welt zu befreien von seinem Dunkel durch die Frohbotschaft von dem, der uns eben in alle Welt geschickt und ‚alle Völker‘ zu seinen Jüngern zu be-rufen gesandt hat.“

Mühselig kämpften sich die beiden Missionare durch den Urwald weit in das Innere des Landes durch. Als der Blick nach Überwindung des Urwaldgürtels freier wurde und die Eingeborenen ihnen zwar neugierig, aber nicht feindselig entgegentraten, waren Mühsal und Warnungen schnell vergessen. Am Abend des 28. Juni 1834, als die Missionare mit ihren Begleitern wieder, wie es schon Gewohnheit war, einem vor ihnen liegenden Dorf zustrebten, wurden sie plötzlich von einer Schar im Hinterhalt liegender bewaffneter Bataks überfallen. Ihre Begleiter, Lastträger und Dol-metscher, flohen erschreckt davon, Lyman und Munson gingen waffenlos dem anstürmenden Haufen entgegen. Lyman wurde durch einen Flintenschuß, Munson durch Speerwürfe getötet, die beiden Leichen von den Mör-

dern nach batakischer Weise verzehrt. Den Plan zur Ermordung der beiden Weißen hatten die Häuptlinge des Dorfes Si Sakkas bei ihrem Herannahen in der Meinung gefaßt, daß die Missionare gekommen seien, ihre Sitten zu ändern und ihre politische Selbständigkeit zu brechen. Wahrscheinlich hätte diese Bluttat nicht zu geschehen brauchen, wenn die Missionare nach Kenntnis von Land, Leuten und Sprache schrittweise vorgegangen wären. Die Mutter Lymans klagte beim Eintreffen der Todesnachricht nicht, sondern weinte darüber, daß sie nicht noch einen Sohn habe, den sie zum Missionsdienst nach Sumatra senden könne. Diese traurige Katastrophe schreckte die Bostoner Missionsgesellschaft nicht ab, noch einen weiteren Missionar in die südlichen Teile des Landes zu entsenden. Mangelndes Verständnis der Kolonialregierung verhinderte das Wachsen einer Missionsniederlassung. Dadurch gelang dem Islam ein Einbruch in diesem Landesteil. Missionar Ennis fand trotz vieler fanatischer Mohammedaner in diesem Gebiet weithin freundliche Aufnahme; wo er hinkam, hörte man bereitwillig seine Botschaft an, „stets am meisten betroffen von der Zuversicht, mit welcher er die Auferstehung der Toten verkündigte“.

Zwanzig Jahre sollten vergehen, in denen niemand der heidnischen Bataks gedachte; aber die Wege, auf denen es doch wieder zu einer nachhaltigen Missionsarbeit in Sumatra gekommen ist, offenbaren es, daß Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken und Gottes Wege nicht unsere Wege sind. Sie bezeugen Weisheit und freundliche Führung Gottes. Ein junger Holländer van Asselt, dessen Lebenswunsch es war, Heidenmission zu treiben, konnte 1856 nach Sumatra abgeordnet

werden. Es war ein schwerer Anfang. Die fremde Sprache mußte er den Leuten vom Munde ablesen, selbst ein Haus bauen und vor allem versuchen, das Vertrauen der mißtrauischen Einwohner zu gewinnen. Da der holländische Gouverneur des Landes auf Grund bisheriger Erfahrungen die Verantwortung für das Leben eines Missionars nicht übernehmen wollte, wurde ihm eine Stelle im Regierungsdienst als Plantagenaufseher angeboten. Nach einigem Zögern griff van Asselt zu, weil er erkannte, daß er nur auf diesem Wege zu missionarischem Dienst kommen könnte. Die Verschlossenheit der Bewohner und das Eindringen des Islams verhinderten das Einbringen einer nennenswerten Ernte. In den anderthalb Jahrzehnten seiner Arbeit wagte er auf beschwerlichen Wegen Vorstöße in das Landesinnere, wozu ihn Zähigkeit, unerschütterlicher Mut und starkes Gottvertrauen trieben. Er begegnete dabei überall dem hinterlistigen und unehrlichen Charakter der Bewohner und großer Verständnislosigkeit der abgestumpften Heiden. Ihnen war die christliche Botschaft von geistlichen Gütern, Sündenvergebung und ewiger Seligkeit unfasslich und blieb ohne sonderliches Interesse für sie. Oft mußte der Missionar hören: „Wenn du uns mit deiner Religion nicht langes Leben, Viehreichtum, volle Scheunen und Kindersegen garantieren kannst, dann verschone uns damit!“ Es ist ein langer Weg, ehe ein heidnisches Herz Sehnsucht und Sinn für Gaben bekommt, die sich nicht auf Essen, Trinken und irdische Freuden beziehen. Die grundlegende Arbeit dieses treuen Mannes hat durch Aneignung der Sprache, Studium des Volkes und seiner Religion Vorbedingungen geschaffen, die für jeden

Missionar, der nach ihm kam, von erheblichem Nutzen waren.

Eine Wendung zur entschlossenen Inangriffnahme einer Missionierung der Bataklande in Sumatra durch die Rheinische Mission wurde durch den Zusammenbruch der Missionstätigkeit auf der Nachbarinsel Borneo eingeleitet, wo im Jahre 1859 im Verlauf eines Aufstandes sieben Missionsgeschwister den Tod fanden. Die wie durch ein Wunder geretteten Missionare suchten neue Arbeitsfelder. Bei den Beratungen der heimatlichen Missionsleitung, in deren Verlauf Verbindung mit maßgebenden holländischen Männern gesucht wurde, erfuhr man von der Tätigkeit des holländischen Missionskomitees, das seit Jahren mit einigen Missionaren den Kampf gegen das batakische Heidentum aufgenommen hatte. Die gesuchte freundliche Verständigung gelang, man fand herzliches Entgegenkommen und sogar die Bereitwilligkeit, die von Holland ausgesandten Missionare an die Rheinische Missionsgesellschaft abzugeben und dieser Sumatra allein zu überlassen. So konnten am 7. Oktober 1861 vier aus Borneo nach Sumatra gekommene Missionare auf einer entscheidenden Konferenz beschließen, zunächst vier Stationen anzulegen. Das Gotteswort für diesen Tag fanden sie bei dem Propheten Micha, Kap. 4, Vers 1—5: „ . . . und die Völker werden dazulaufen . . . Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen . . . Wir wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes, immer und ewiglich.“ Mit dieser Losung begannen die Vorbereitungen für die Entscheidungsschlacht um das heidnische Batakvolk im Silindungtal und im Tobaland.

Der Ruf Gottes

Im Jahre 1834 der dunklen Tat von Si Sakkas wurde auf der friesischen Marschinsel Nordstrand *Ludwig Ingwer Nommensen* als Sohn eines Schleusenwärters geboren. Schon mit sieben Jahren war er ein kluger, aufgeweckter Junge, der mit treuherzigen blauen Augen inmitten einer Gänseherde frühe Pflichten erfüllte und von der kleinen Insel über das weite Meer hinaus schauen konnte. Das Elternhaus lugte nur wenig über den hohen Außendeich. Wenn er am Abend frohgemut mit seiner Gänseherde heimkehrte, erwarteten ihn zu Hause keine großen Leckerbissen; aber auch bei Erbsensuppe, Pferdebohnen, trockenen Kartoffeln und Roggenmehlbrei wurde der kleine Ludwig kräftig. Gänsehüten machte ihm mehr Freude, als ruhig auf der Schulbank sitzen und lernen zu müssen; dennoch stand der kleine friesische Flachskopf eines Tages vor seiner Mutter und meinte wichtigtuerisch: „Mutter, ut mie ward noch mal wat Grootes.“ Mit neun Jahren rückte der Gänsejunge zum Schafhirten auf, deshalb blieb der Schulbesuch stets lückenhaft; doch das focht Ludwig nicht an. Vom Stillesitzen war er kein Freund. Als er einmal wieder wenig Lerneifer verspürte, hatte er den Lehrer gefragt: „Is dat in der Schule nicht bald Mid-dag?“ Am liebsten trieb er sich mit seinen Spielgefährten draußen herum. Bei jedem Spiel mußte er dabei sein. Wenn er als Anführer fehlte, wollte es nicht recht gelingen. Die Halligjungen sagten dann: „Wenn Nommensen to käm, wär dat Spiel fertig. He wüßt wat an den Dag to geben.“ Allein die Jahre ungebundenen Spielens währten nicht lange; mit zehn Jahren war er Dachdeckerlehrling, mit elf Jahren Pferdeleiter beim

Pflügen. Der anstellige Junge war überall zu gebrauchen. Von Nutzen sind diese Jahre oft überharter Arbeit sicherlich gewesen; denn ohne es zu ahnen, gewann er für alle Lebenslagen seines künftigen Berufs geschickte Hände zum Zupacken, einen genügsamen Sinn und den praktischen Blick für das Erkennen des Notwendigen. Wenn über den früh einsetzenden Pflichten der Schulbesuch oft zu kurz gekommen ist, so hat es der Ratschluß Gottes gefügt, daß das dreizehnte Lebensjahr den Schleusenwärtersohn in eine stille Schule geführt hat, die nicht ohne reichen Segen für sein Mannesleben geblieben ist.

Eine Unachtsamkeit beim Spielen war es, die die spielenden Knaben das Herannahen eines Wagens nicht bemerken ließ, so daß dieser, ehe Ludwig zur Seite springen konnte, mit seinen Rädern über ihn hinwegrollte. Schwerverletzt an beiden Beinen wurde er nach Hause getragen. Die Wunden verschlimmerten sich; alle ärztliche Hilfe brachte keine Besserung. Wochen, Monate war der Junge ans Bett gefesselt, für den das Spielen und Tummeln in freier Luft gewöhnten Ludwig eine harte Geduldsprobe. Bücher gab es im Hause nicht bis auf die Bibel, die seine Mutter dem Kranken überließ. Im Neuen Testament gefielen ihm die Geschichten von den Krankenheilungen am meisten und weckten in ihm den Wunsch, daß doch der Herr Jesus auch so an sein Bett treten und zu ihm sagen möchte: Stehe auf! Doch noch immer zeigten sich keine Merkmale einer Genesung; es war schon ein Jahr vergangen, daß er auf dem Krankenbett lag. Eines Tages stieß er bei seinem Bibellesen auf das Wort der Verheißung: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun.“ Im Innersten tief bewegt, fragte der

Junge seine Mutter: „Mutter, geschehen denn heute auch noch Wunder? Gilt am Ende solche Verheißung auch für mich?“ Die Mutter konnte nur antworten: „Wenn es in der Bibel steht, dann ist es auch so; die Bibel ist ja Gottes Wort“, obwohl sie im Herzen dachte, das war nur zu Jesu Zeiten so, und ernstlich nicht damit rechnete, daß Jesus auch heute große Dinge tun kann. Aber der kranke Junge klammerte sich mit aller Macht, kindlich und voll gläubigen Vertrauens, an das gelesene Wort und begann um seine Heilung unaufhörlich zu beten und in seinem Herzen zu geloben, wenn Gott ihn gesund werden lasse, als Missionar zu den Heiden zu gehen und das Evangelium von der rettenden und seligmachenden Botschaft des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes der Welt zu verkündigen. Um diese Zeit begann eine neue Arznei den Heilungsprozeß zu beschleunigen. Nach einigen Wochen war alles geheilt, Ludwig konnte wieder aufstehen. Der erste deutliche Eindruck, daß Jesus gegenwärtig lebt und wirkt, bestärkte den Dreizehnjährigen in seinem Entschluß, als Missionar zu den Heiden zu gehen. Sein Leben hatte nun ein großes Ziel bekommen. Konnte es Schöneres geben, als diesem Gott, der treues Beten erhörte, so zu danken, daß man sich ganz in seinen Dienst stellte?

Zunächst war der Plan, sich als Missionar ausbilden zu lassen, nicht zu verwirklichen; es hieß noch einmal geduldig warten. Durch den Tod des Vaters wurde der Vierzehnjährige Halbweise und mußte erst einmal durch Arbeit bei Bauern den Lebensunterhalt für seine Mutter, Schwester und sich selbst verdienen. Darüber verging ein Jahr ums andere; sein Lebensziel, Missionar zu werden, rückte in immer ungewissere Ferne.

Aber die Not der Heiden und der brennende Wunsch, diesen Menschen zu helfen, ließen ihn nicht los. Das zwanzigste Lebensjahr hatte Nommensen erreicht, als die Mutter in seine Pläne einwilligte und die Abschiedsstunde vom Elternhaus gekommen war. Er hatte keine deutlichen Vorstellungen davon, was zu dem Rüstzeug eines Missionars gehört und wie er den Heiden wirklich helfen könne. Mit Bibel, Gesangbuch und Katechismus im Reisegepäck fuhr er hinüber auf die Nachbarinsel Föhr in der Absicht, sich dort auf einem Schiff als Matrose anwerben zu lassen, nach einigen Wochen Seefahrt irgendwo an Land zu gehen und mit der Predigt unter den Heiden zu beginnen. Doch Gottes Vaterhand bewahrte ihn vor dem Gelingen dieser törichten Pläne, die ohne Vorbereitung elend gescheitert wären. Schiffe fanden sich zahlreich im Hafen von Föhr, aber kein Kapitän brauchte einen Matrosen. So wurde er gezwungen, von neuem anderweitig nach Broterwerb zu fragen. Nach zeitweiligen Diensten auf verschiedenen Bauernhöfen vermittelte ihm der Propst in Tondern eine Stelle als Schulhelfer bei einem Lehrer in Risum. Mit Besorgung des Viehstalls in der Frühe, Fegen der Schulstube, Läuten der Betglocke, Schneiden von Gänsekielfedern, Wandtafelreinigen, Anstecken der Liednummern in der Kirche und ähnlichen Arbeiten mußte sich der junge Ludwig einen Winter lang kümmerlich durchschlagen; dann brauchte der Lehrer seine Dienste nicht mehr. Durch eine wunderbare Fügung Gottes wurde ihm dann in einer bäuerlichen Privatschule eine Hilfslehrerstelle übertragen. Anlässlich einer Schulvisitation richtete der Pfarrer in seiner Eigenschaft als Schulinspektor eines Tages an ihn die Frage, wie er sich seine weitere Ausbildung

denke, und welches Lehrerseminar er zu besuchen wünsche. Ludwig, den diese Frage zunächst verwirrt hatte, offenbarte dem geistlichen Herrn seinen stillen Lieblingswunsch: „Nicht Lehrer, sondern Missionar möchte ich werden!“ Groß war seine Überraschung, als er hörte, daß es Missionshäuser gibt, wo man für den Dienst an den Heiden ausgerüstet werden kann. Dem Rat des freundlichen Schulinspektors folgend, verblieb der Schulgehilfe zunächst noch in seinem Dienst und benutzte alle freien Stunden, um eifrig Deutsch, Latein und Englisch zu lernen. Er studierte fleißig Missionschriften, die ihm deutlich machten, daß ohne gründliche Ausbildung in einem Missionshaus niemand ausgesandt werden kann, um den Heiden das Evangelium zu bringen. Ein ihm freundlich zugetaner Pastor berichtete dem Barmer Missionshaus von dem jungen Schulgehilfen und seinem brennenden Wunsch, in den Dienst der Mission zu treten. Die Antwort aus dem Missionshaus war zurückhaltend; immerhin wurde Nommensen aufgefordert, einen Lebenslauf einzusenden. Das Warten sollte der junge Mann weiter lernen. Gott, der ihn sich als auserwähltes Rüstzeug erkoren hatte, ließ ihn durch eine entsagungsvolle Schule gehen. Aber Nommensen konnte es nicht abwarten, seinem Lebensziel näher zu kommen. Noch einmal besuchte er seine Familienangehörigen auf Nordstrand und fuhr dann geradewegs nach Barmen ins Missionshaus. Der eigenwillige Bittsteller fand hier keine sehr freundliche Aufnahme; man ließ ihn stundenlang unbeachtet vor der Tür stehen. Dies focht den Enttäuschten indes nicht an; still und geduldig stand er mit freundlichem Gesicht und wartete. Damit aber überwand er das Herz des Inspektors Wallmann, der die Überzeugung ge-

wann, daß ein junger Mann, der so warten kann, auch noch mehr und anderes fertigbringt. Wacker hat er vom Jahre 1857 an dann die Schulbank im Barmer Missionshaus gedrückt. Klare Glaubensgewißheit erfuhr er während der Jahre der Zurüstung zur Aussendung in die Heidenwelt. Aus Briefen an seine Verwandten und Freunde und in den schlichten Diensten am Wort, die den Missionsschülern aufgetragen wurden, war es zu spüren, welchen tiefen geistlichen Einfluß er auf Menschen ausübte, mit denen er in Berührung kam. Dies erwies sich besonders bei seinem Abschiedsbesuch in der Heimat, wo unter den sonst nicht leicht entflammaren Nordmärkern sein Auftreten eine Erweckungsbewegung verursachte. Von überallher eilten die Halligbewohner herbei, weil sie den „Gänsejungen“ von einst noch einmal sehen wollten; die Bauern, die Schulkameraden, die Knechte beim Deichgrafen drängten sich herzu, sie wollten alle noch einmal in die altbekannten treuherzigen blauen Augen schauen, die sie immer so gern gehabt hatten. Er sollte erzählen. Dabei war ihm das Wichtigste, davon zu sprechen, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Ruhestunden boten sich in diesen Wochen selten für ihn; Abend um Abend hielt er Bibelstunden und mußte bis in die späte Nacht bleiben, um allen zu antworten, die Fragen hatten. In Husum sagten viele Leute nach seiner Abreise: „Dat is man gut, dat de Keerl weg is; denn he hat ja man all Lüd dösig makt, wenn he wat länger blewen war. De ole Halliglüde wart'r nu ok wol ganz verrückt maken; denn de sind so all ganz wunderlich.“

Einen kurzen Aufenthalt in Holland benutzte der junge Missionar, um die Anfangsgründe der malai-

ischen und batakischen Sprache zu lernen, ehe ihn ein Segelschiff nach Sumatra brachte, wo bereits einige Missionare im Kampf um die Hochburg des Heidentums, das Volk der Bataks, standen.

Im Kampf mit dem Heidentum

Achtundzwanzigjährig stand Ludwig Nommensen zum erstenmal am Strande Sumatras in der kleinen Hafenstadt Baros. In der Ferne erhoben sich geheimnisdunkle Berge, im Winde wiegten sich die Kronen langschäftiger Palmen, von See her drängte die Flut unablässig schäumend in die Bucht, nachts glänzte aus dem Chor der flimmernden Sterne hoch und still das Kreuz des Südens. Sein Plan war, von hier aus nach Toba vorzudringen, ein Gebiet, das bis dahin noch kein Auge eines Weißen gesehen hatte. Zunächst widmete er sich in Baros eingehend dem Studium der Landessprache und teilte Medizin an Kranke aus, die immer wieder ratsuchend zu ihm kamen. Schon damals trug er sich mit dem Plan, Eingeborene als Lehrer auszubilden; denn „die eingeborenen Christen finden viel leichter Glauben als wir“. Tiefen Eindruck machten auf ihn der Bekennermut und Zeugeneifer der Mohammedaner. Bald unternahm er eine Forschungsreise in das Hinterland. Mit einer ihn allzeit auszeichnenden Geduld und Gutmütigkeit ging Nommensen auf alle Fragen und Belästigungen der Eingeborenen ein, spielte ihnen stundenlang auf seiner Ziehharmonika vor, einem „Tier, das sie noch nie hatten schreien hören“, wohnte unter ihnen in den schmutzigen Häusern, die voll Lärm und Ungeziefer waren. Damit machte er sich manchen

zum Freunde, nicht zuletzt auch unter den Häuptlingen, von deren Gunst das weitere Eindringen in das Landesinnere abhing. Noch einmal durchkreuzten die holländischen Behörden für einige Monate die Pläne eines Vordringens nach Toba, dem Mittelpunkt des batakschen Heidentums. Im Oktober 1863 setzte er es endlich durch, daß man ihm den Weg in die Landschaft Silindung freigab. Er „traute es seiner geehrten Gesellschaft zu, daß sie nicht rückwärts, sondern vorwärts will“. Nach wochenlangem Fußmarsch am Rande eines Gebirges angekommen, bot sich ihm ein prachtvoller Blick über das liebliche Tal von Silindung mit seinen wohlgepflegten Reisfeldern, in das zahlreiche Dörfer eingebettet waren. Der junge Missionar gelobte seinem Gott, hier zu leben und zu sterben in der Gewißheit, daß Gott ihm hier unter den als besonders grausam bekannten Heiden die eigentliche Lebensaufgabe gestellt habe. Es bedurfte noch einmal langer und mühseliger Verhandlungen, ehe die Häuptlinge dieses Gebiets, deren Gunst er durch große Freundlichkeit und unerschöpfliche Geduld zu erwerben wußte, die Erlaubnis gaben, sich in Silindung anzusiedeln. Der Beginn eines neuen Abschnitts in der Geschichte der Batakmission war gekommen.

Was war das für ein Volk, zu dem Nommensen wehrlos kam, um, einzig und allein beseelt von dem Auftrag Gottes und auf ihn fest vertrauend, mit diesen durch jahrhundertelange Abgeschlossenheit mißtrauisch gewordenen Menschen zu leben? Die Bataks waren zu jener Zeit ein wildes, aber nicht kulturloses Volk. Sie besaßen eine eigene Schrift, konnten Pulver bereiten, bauten kunstvolle Häuser mit geschmackvollen Schnitzereien, konnten schmieden, weben, Reisfelder bebauen.

Sie hatten ein altes, zwar ungeschriebenes Recht, besaßen einen Schatz kluger Sprichwörter, alter Sagen und Fabeln und zeichneten sich aus als gewandte, geistesgegenwärtige Redner und schlaue Advokaten. Berüchtigt waren sie wegen ihrer Roheit und Grausamkeit, die sich in der allgemein üblichen Menschenfresserei offenbarte. Mit raffinierter Grausamkeit quälten sie ihre Opfer zu Tode oder legten sie in den Block, wo sie, den Unbilden der Witterung preisgegeben, unfähig sich zu bewegen, elend umkamen. Die Häuptlinge besaßen stattliche Viehherden und reiche Reisvorräte. Die große Menge war arm und den Erpressungen der selbstsüchtigen Machthaber ausgeliefert. Traten Mißernten ein, konnten die Häuptlinge ihren Reis zu Wucherpreisen verkaufen und die Armen zu Schuldklaven machen.

Das batakische Heidentum war mit seinem Geister- und Ahnendienst noch unerschüttert. Die Missionare aus jener Zeit berichteten voll Entsetzen über den groben Aberglauben, die Geisterfurcht und die wüsten heidnischen Unsitten, denen sie auf Schritt und Tritt begegneten. In ihrem Kern bestand die batakische Religion aus Geisterdienst. Man sprach dabei auch von Gott (Debata) und hatte noch fünf Obergötter, denen gelegentlich geopfert wurde. Für das religiöse Leben hatten diese Götter wenig Bedeutung. Mit häufigen Opfern und Gebeten wandte man sich dagegen an die Geister, von denen man Luft und Erde erfüllt glaubte, und von denen alles Unheil, Krankheit, Unwetter, Trockenheit, Erdbeben, Viehseuchen, Mißernten kamen. Durch Opfer sollten die Geister Verstorbener günstig gestimmt werden, im anderen Fall fürchtete man ihre Rache an den Lebenden. Die Gaben der Menschen soll-

ten den Geistern im Totenreich ein erträgliches Dasein sichern. Nur aus Furcht verehrte man sie, um sich irdische Güter unter ihrem Beistand zu verschaffen oder böse Einflüsse fernzuhalten. Eine wichtige Rolle spielten hierbei die Zauberer und Medien, die bei Ahnenfesten vom Geist eines Verstorbenen besessen zu werden behaupten, in Verkehr mit den Toten treten und ihren Willen erkunden. Ein Leben lang sind so die Bataks Knechte der Furcht, weil sie sich überall umringt glauben von neidischen und tückischen Geistern, die sie sich ängstlich vom Leibe halten müssen, und denen gegenüber sie sich doch ohnmächtig fühlen. Die ganze Macht des Bösen offenbarte sich bei den heidnischen Festen, wie sie zu Ehren gefürchteter Verstorbener gefeiert wurden.

In dieser Welt des Unfriedens, der Roheit und Grausamkeit hatte es Missionar Nommensen nötig, sich von Gott mit Geduld, Weisheit und Mut auszurüsten zu lassen; denn die Schwierigkeiten und Glaubensproben, die ihn erwarteten, überschritten weit das Maß dessen, was bis dahin allen seinen Vorgängern zugemutet worden war. Bei dem Eintreffen in Silindung empfingen ihn die Bewohner wenig freundlich, obwohl bei seinem vorbereitenden Besuch ausdrücklich eine Einladung ausgesprochen worden war. Als er nun Ernst machte, unter ihnen zu bleiben, wurde er zwar, wie es die gute alte Sitte erforderte, gastfreundlich aufgenommen; es durfte ihm, solange er das Gastrecht der angesehenen Häuptlinge genoß, kein Leid angetan werden. Als er aber auf ihre Fragen erklärte, er wolle sie nun unterweisen, wie sie klug und glücklich werden könnten, da antwortete man freimütig, daran sei gar nicht zu denken, sie wollten keine Fremden unter sich

haben. Auf immer wiederholte Anfragen gab Nommensen mit unerschütterlicher Zähigkeit hundertmal dieselbe freundliche Antwort: „Ich gehe nicht wieder von euch fort!“ Man versuchte ihn einzuschüchtern: „Die Leute vom Norden werden kommen, dir den Kopf abschneiden und dein Fleisch fressen.“ Nommensen lächelte und ließ keine Furcht verspüren. Einmal sagten sie im Gleichnis: „Wenn man ein Reiskorn auf die Straße wirft, werden es dann die Hühner nicht aufpicken?“ Ruhig entgegnete der Missionar: „Wenn der Mann, der das Korn hingeworfen hat, die Hühner wegjagt, werden sie es nicht fressen.“ Als alle Drohungen ohne Wirkung blieben, flüsterten sich die Leute zu: „Der ist ein böser Geist!“ Die Kinder, die zum Schulbesuch aufgefordert wurden, hielt man zurück und raunte sich zu, daß er sie mit Zaubertränken betören und später in fremde Länder verschicken werde. Hinter dem Missionar werde der gefürchtete holländische Gouverneur kommen und sie unterjochen. Es war die alte Furcht, die politische Freiheit zu verlieren. Dann hieß es: „Wir sind selbst klug genug; wir brauchen uns nicht unterweisen zu lassen; wir haben gute Sitten; die Kinder fürchten sich vor dir; wir haben keine Sünde.“ Freundlich entgegnete Nommensen: „Das wird sich alles finden; ich bin jetzt bei euch und werde nie wieder fortgehen.“ Immer sah er sich von Menschen umringt, die fragten: „Wann gehst du endlich wieder?“ In solchen Stunden griff er immer wieder zu seiner Geige und spielte ihnen vor, bis die Hände ermüdet niedersanken. Oder er zeigte ihnen den Kompaß, die Uhr, erzählte Geschichten, berichtete von Europa und wußte die Quälgeister immer neu bei guter Laune zu erhalten. Eines Tages rief man ihm zu: „Wir hacken dir deine

Beine ab und werfen dich in den Fluß!“ Da lachte er ihnen ins Gesicht und sagte: „Ach Freund, das meinst du gar nicht so!“ Es fehlte aber nicht an Gegnern, die zu solchem Gewaltstreich Lust verspürten. Versuche, mit dem Hausbau zu beginnen, wurden mit der Drohung beantwortet: „Wenn du ein Haus baust, brennen wir es nieder.“ Oft wurde hinter ihm hergerufen: „He, du Weißer dort! Kommt, laßt uns ihm die Beine abhacken und ihn auffressen!“ Die Festigkeit zum Ausarren gab dem einsamen Mann die starke innere Gewißheit, von Gott unter dieses widerspenstige Volk gesandt zu sein. Wochenlang weigerte man sich, ihm ein kleines Stückchen Land zu geben, auf dem er eine Hütte errichten konnte.

Zähe Festigkeit überwand schließlich alle Widersacher, nachdem man Nommensen viele Wochen von früh bis spät gequält und zur Rückkehr aufgefordert hatte. Weil man spürte, daß dieser wunderliche Mann sich nicht einschüchtern ließ, gab man ihm nicht ohne abergläubische Furcht die Erlaubnis zum Bauen. Später erfuhr er einmal, daß in diesen ersten schweren Wochen ein Dorfhauptling schützend seine Hand über ihn hielt. Seltsamerweise vollzog dieser nicht seinen Übertritt zum Christentum, sondern hat erst zwanzig Jahre später die Taufe begehrt, nachdem ihn Gott durch schwere Heimsuchungen geführt hatte. So werden oft Erste Letzte. Bei der Errichtung des Hauses ergaben sich neue Schwierigkeiten. Einige junge eingeborene Helfer, die der Missionar schon in Baros um sich gehabt hatte, und die er in die umliegenden Wälder zum Holzholen schickte, wurden daran gehindert. Endlich gelang es unter allerlei Mühen, das Holz eines alten Hauses zu kaufen, um davon eine bescheidene

Hütte zu erstellen. Doch die Belästigungen nahmen kein Ende, Versprechungen wurden nicht gehalten. Da entschloß sich Nommensen, der bisher alles mit Geduld über sich hatte ergehen lassen, einmal deutlich mit den Häuptlingen zu reden. In eine Versammlung, zu der er selbst mit dem größten Buch, das er besaß, erschien, brachte er einen Brief des Gouverneurs mit, der die Erlaubnis zur Niederlassung in Silindung mitteilte. Nachdem er noch einmal seine friedlichen Absichten auseinandergesetzt hatte, erklärte er bestimmt, er werde jetzt die Namen derer, die ihn nicht wollten, in dieses große Buch schreiben. Die Bataks hatten eine abergläubische Furcht vor Schrift, weil sie diese nur zu Zaubereizwecken gebrauchten. Es fand sich schließlich keiner, der den Mut hatte, ihm das Bleiben zu verwehren. Nun konnte endlich das eigene Haus bezogen werden. Während dieser Verhandlungen machte ein junger Stammesfürst Radja Pontos unauffällig seinen nicht geringen Einfluß geltend, um Nommensen ein Bleiben zu ermöglichen. Gott benutzte diesen Mann als sein Werkzeug, der seinem Volk auf dem Weg zur Wahrheit voranschritt, indem er nach seinem offenen Übertritt zum Christenglauben vielen den Anstoß zum Verlassen des Heidentums gab. Es war ein kluger junger Mann, der nach Wahrheit suchte, mit einem natürlichen Gerechtigkeitssinn begabt war und einsah, daß die Zeit der völligen Abgeschlossenheit für sein Volk vorüber sei. In dem weißen Missionar erkannte er eine Persönlichkeit, von der Gutes für sein Land zu erwarten war, und die er gern unter seinen direkten Schutz gestellt hätte. Allein soweit reichte seine Macht nicht; aber wo er konnte, redete er zu seinen Gunsten und wußte böse Pläne zu verhindern. Sein stilles Wirken

hat viel Arges vereitelt und manchen Stein aus dem Wege geräumt.

Die *Religion* der Bataks in Silindung und Toba, die Nommensen vorfand, gehörte zu der sogenannten animistischen. Ihr Wesen besteht darin, daß sich ihre Anhänger alles beseelt denken: Menschen, Tiere und Pflanzen. Die eigene Seele gilt es zu bewahren und zu bereichern dadurch, daß man sich möglichst viel von den Seelen der Menschen seiner Umgebung und anderer Lebewesen aneignet. Man hat vor den Seelen anderer, aber auch vor der eigenen Seele auf der Hut zu sein; denn die Seele des Menschen ist nicht er selbst, sondern ein Wesen in ihm, das durchaus seine eigenen Wege geht und leicht geneigt ist, den Menschen mutwillig zu verlassen. Dann aber muß er sterben. Deshalb opfert man seiner Seele, betet zu ihr und weiht ihr Geschenke. Die schrecklichen Greuel, die sich unter den Bataks finden, erklären sich aus dieser animistischen Religion. Die Menschenfresserei war darum ein weit hin geübter Brauch. Man verzehrte das Fleisch von Leuten, die im Kriege gefangen wurden, oder von Verbrechern, etwa Ehebrechern, in der Absicht, sich von der Seele dieser für verwegen gehaltenen Menschen durch Genuß ihres Fleisches einiges von ihrer Eigenart anzueignen. Aus den noch lebenden Leibern solcher Opfer wurden Fleischstücke herausgeschnitten, vor ihren Augen geröstet und verzehrt. Auch das rinnende Blut verwundeter Feinde trank man, um sich ihre Seelenkraft anzueignen. Menschen wurden grausam getötet, um Zaubermittel aus ihrem seelenhaltigen Körper zu gewinnen. Aus der Asche mancher Körperteile bereitete man Zaubermittel, die man benutzte, um im Kampf gegen Feinde Tod und Verderben unter sie

zu tragen. Eine wichtige Rolle fiel hier dem Datu, dem Zauberpriester, zu, der nicht nur etwas von der Kunst versteht, Kranke gesund zu machen, viel mehr noch von der Kunst, Gesunde krank zu machen. Die Zauberer waren berüchtigte Giftmischer, die durch allerlei schnell oder langsam wirkende Gifte unliebsame Menschen aus dem Wege räumen konnten. Sie wissen Liebestränke herzustellen, durch die ein Jüngling sich ein Mädchen geneigt macht. Man suchte ihren Rat, bevor die Anlage eines neuen Dorfes begonnen wurde, bei Einweihung eines Hauses oder beim Auszug zum Kampf gegen Feinde. Die Zukunft voraussagen sie aus den Eingeweiden eines Huhnes oder aus dem Eigelb eines hartgekochten Eies. Junge Leute, die einander heiraten wollen, befragen den Datu, ob ihre Seelen zueinander passen. Eltern, die reichen Kindersegen wünschen, wenden sich an ihn und erbitten seinen Rat; seine Hilfe wird bei Krankheiten begehrt. Ihm traute man es zu, daß er mit den Geistern Verbindung aufnehmen kann und von ihnen erfährt, was in jedem einzelnen Fall getan werden muß. Mit ihm zog man hinaus, um eine davongelaufene Seele wiedereinzufangen; er verstand sich auf die Kunst, geschnitzte Menschenbilder anzufertigen, die übelwollenden Geistern als Ersatz für erkrankte Menschen angeboten werden. In jeder Lage soll er wissen, welche Opfer nötig sind, um die Geister zu versöhnen. Der Zauberpriester war ein vielbegehrter und gefürchteter Mann, der in allen Lebenslagen gebraucht wurde, und der die Furcht der Heiden gründlich ausnützte, um einträgliche Geschäfte zu machen. Vor Bekanntgabe des Orakelspruchs mußte immer erst tüchtig gezahlt werden.

Zu dem Glauben der Bataks gehörte es, daß ihre

Seele schon vor der Geburt bei Gott im Himmel weilte und dort, als sie sich aufmachte, um auf die „Mittelwelt“ herabzusteigen, ihr Geschick ausgesucht hat. Eine Änderung dieses von der Seele erwählten Geschicks war unmöglich. Dieser Glaube an das unabänderliche Geschick machte die Bataks ungemein stumpfsinnig; denn es lohnte sich für sie doch nicht, irgendeine Sache mit Eifer und Fleiß zu betreiben. Jede Arbeit, jedes Unternehmen waren in ihrem Gelingen oder Mißlingen eben durch dieses Geschick vorausbestimmt. Alle Mühe und Anstrengung wurden als überflüssig angesehen. Dieser Standpunkt galt auch bei ihren Anschauungen von sittlichen und moralischen Geboten. Niemand war dafür verantwortlich zu machen oder gar in der Lage, sein Wesen zu ändern, wenn er bei Diebstahl, Raub oder Mord ertappt wurde. Dieser törichte Glaube stellte von Anfang an ein furchtbares Hindernis für die Annahme des Evangeliums dar. Solcher Glaube machte auch im Leiden stumpf, hatte aber nichts mit Geduld und Ergebenheit zu tun, wie ein flüchtiger Beobachter meinen könnte. Kein Wunder, daß man auch den Tod als die vom Geschick bestimmte Stunde hinnahm! Die unglaubliche Selbstgerechtigkeit der Bataks war ein anderes schweres Hindernis für die Annahme des Christentums. Jene Leute, bei denen Menschenfresserei, Mord und Grausamkeiten zur Tagesordnung gehörten, sollten, so möchte man meinen, leicht von ihrer Sündhaftigkeit zu überzeugen sein. Genau das Gegenteil war der Fall. Sie waren unbedingt überzeugt von der Gradheit ihrer Gesinnung; erst nach einer Begegnung mit dem lebendigen Gott, nachdem sie Christen geworden waren, wurden ihnen die Augen über ihre Verderbtheit geöffnet, und sie fingen an, sich ihrer

früheren Laster zu schämen. Die Lust zu regelmäßiger Arbeit nahm ihnen das unaufhörliche Kriegsführen untereinander; denn es blieb immer ungewiß, ob sie die Ernte, die sie vorbereiteten, auch einbringen konnten. Krankhaft waren ihre Freiheitsliebe und ihr Stolz, obgleich sie dazu wenig Anlaß hatten.

Den Mittelpunkt des batakschen Heidentums bildete die *Geisterverehrung*. Nach dieser Anschauung wird jeder Mensch nach seinem Tode, wenn die Seele ihn verlassen hat, ein Geistwesen, das auf die Gaben und die Gunst der Lebenden angewiesen ist. Die Lebenden verehren die Toten keineswegs aus Ehrfurcht, sondern nur aus *Furcht*, weil die Geister, wenn man ihnen nicht opfert, sich rächen und Krankheit, Mißernte und sonstiges Unglück über die Nachkommen bringen. Die Geister müssen bei guter Laune erhalten werden; dazu gehört die Anwendung von List und Gewalt, und sie geschieht in einer für uns oft lächerlichen Weise. Mit Schießen, Lärmen, qualmenden Feuern versuchte man sie zu verscheuchen, band Dornen an Treppen und Eingänge der Häuser, versteckte sich vor ihnen und benutzte Umwege, um ihnen auszuweichen. Der Glaube an die Gottheiten trat hinter den Geisterdienst zurück, obgleich die Bataks von Gott sprechen und auch schöne Sprichwörter von ihm besitzen. Das Dasein Gottes brauchte man diesen Heiden nicht erst wahrscheinlich zu machen. Dieser Gott bedeutete für sie aber nichts, und sie fürchteten ihn nicht. Konnte da das angebotene Evangelium als die Botschaft von der Erlösung aus der Furcht und aus dem Fluch des Geisterdienstes nicht darauf rechnen, aufmerksame Hörer zu finden, weil die Bataks schwer unter der Furcht litten und sich für unglückliche Menschen hielten?

Zunächst wollten die Heiden von der Verkündigung des Evangeliums nichts wissen. In einer bescheidenen Hütte aus Balken und Brettern, nur mit Baststricken zusammengehalten, lebte Nommensen mit den Eingeborenen fast wie ein Eingeborener. Reis und etwas Gemüse waren seine einzige Nahrung; auf viele gewohnte Bedürfnisse mußte er verzichten lernen. Möbel fehlten, einige Kisten dienten als Stühle, ein großer Reissack als Schreibtisch, bis ein rohgezimmerter Tisch und einige Stühle fertig waren. Offene Feindschaft ließ nicht lange auf sich warten. Es fing damit an, daß man den Kindern jedes Zusammensein mit dem freundlichen Mann verbot, dem die Jugend nachlief, und den sie lieb gewann. Die Alten schlugen ihre Kinder und schrien: „Ihr seid Hundekinder!“ Trotzdem stellten sich eine Anzahl Kinder ein, die einen unregelmäßigen Schulunterricht bekamen. Nicht lange dauerte es, bis der Missionar in *Lebensgefahr* geriet. Einer seiner erbitterten Feinde ersann den teuflischen Plan, Nommensen in seinem Hause zu töten. Der Eingeborene schlich sich in die Hütte ein, zerschnitt die Bastseile, die das Gebälk zusammenhielten in der Hoffnung, daß das Gebäude in der Nacht zusammenstürzen und seinen Bewohner erschlagen würde. Nichtsahnend kehrte Nommensen abends zurück. Doch nun zeigte sich, wie noch oft, daß Gott in besonderem Maße seinen tapferen Boten beschützte, der sich nach der Mühe des Tages arglos in seiner Hütte zur Ruhe begeben wollte. Ein Erdstoß, wie sie in Sumatra häufig sind, ließ den Heimgekehrten schnell das Haus verlassen. Er war kaum draußen, als das Haus mit großem Gepolter hinter ihm zusammenstürzte. So macht der Herr Winde zu seinen Engeln und Erdbeben zu seinen Dienern.

Bald darauf erlebte er eine weitere glaubenstärkende göttliche Bewahrung. Während der Zubereitung des Mittagessens durch einen Eingeborenenhelfer erschien ein feindlicher Zauberer, in der Giftmischerei erfahren, und ließ sich in ein Gespräch ein. Während er Feuer vom Herde zum Anzünden einer Zigarette erbat, schüttete er in einem unbewachten Augenblick *Gift* in den Kochtopf. Vor dem Hause wartete er den Erfolg seines Anschlages ab. Er beobachtete, wie Nommensen seine Mahlzeit einnahm, ohne daß die Wirkung des Giftes sichtbar wurde. Nach langem Warten entfernte sich der Zauberer kopfschüttelnd. Monate später offenbarte er Nommensen seine ruchlose Tat und fragte ihn, über welchen starken Gegenzauber er verfüge, worauf ihm Nommensen erklärte, daß ihm kein Zauber zur Verfügung stehe, wohl aber der Schutz des allmächtigen Gottes, der ihn vor allen bösen Anschlägen seiner Feinde zu bewahren vermöge. Das Bekenntnis des Zauberers brachte dem Missionar erst die ganze Größe der Gefahr zum Bewußtsein, aus der ihn Gott errettet hatte. Die göttliche Bewahrung seines Opfers brachte den Giftmischer zum Nachdenken und zur Bekehrung. Er wurde auf den Namen Nikodemus getauft; zwei seiner Söhne wirkten später als Prediger. Die Verheißung des Heilandes: „So sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nichts schaden“ (Mark. 16, 18) bewahrheitete sich buchstäblich; sie ließ den Sendboten der Heidenmission im Kämmerlein Gott danken. In seinem Tagebuch vermerkte er: „Würde Gott hier einmal den Schleier heben, der über alle Gefahren, aus denen er mich errettet hat, gedeckt ist, wie würde einem sein!“ Es sollte nicht die letzte der göttlichen Durchhilfen in seinem Leben bleiben.

Gegen Ende des Jahres 1864 raffte das Heidentum im Silindungtal seine Kräfte zu einem entscheidenden Schlag gegen den Missionar zusammen. Während einige Häuptlinge nach der südlichen Hafenstadt Baros gerufen waren, um mit dem durchreisenden holländischen Generalgouverneur Verhandlungen zu führen, rief man zu einem großen Ahnenfest auf, in dessen Verlauf dem mächtigen „Großvatergeist“ feierlich geopfert werden sollte. Es hieß, daß man bei dieser Gelegenheit Nommensen töten wolle. Heimliche Freunde, die ihm von den Plänen berichteten, rieten ihm fortzugehen und wiederholten ihre Bitte, als die Spannung mit dem Näherrücken des Festtages wuchs. Trotz des Ernstes der Lage zeigte sich Nommensen furchtlos und wartete ruhig und getrost ab. Er schrieb in diesen Tagen nach Barmen: „Ich kann gerade nicht sagen, daß ich bange war, weil ich gar nicht in den Kopf kriegen konnte, daß der Herr, der mich von Jugend auf bis zu dieser Stunde so wunderbar geführt, mich jetzt, nachdem ich so weit gekommen war, daß ich die Frohe Botschaft verkündigen konnte, aus dem Arbeitsfelde abrufen wolle. Obgleich ich weiß, daß des Herrn Wege oft wunderlich sind, und daß er, der Erhabene, kein Menschenkind nötig hat, um für seine Ehre zu streiten, so konnte ich's doch nicht glauben. Doch rief die Lage der Dinge mir oft zu: Bestelle dein Haus; denn du mußt sterben! Fliehen durfte und wollte ich nicht.“

Einige Tage vor dem Fest ging er ohne eine Spur von Furcht auf den Markt, wo das Opferfest stattfinden sollte, um den tonangebenden Häuptlingen Briefe zu überreichen, durch deren Annahme sie sich verpflichteten, keinen Aufruhr zu dulden. Wieweit diese Maßnahme im Ernstfall, wenn die Gemüter erhitzt waren,

etwas nützen würde, blieb völlig offen, zumal niemand dem anderen traute. Inzwischen strömten von allen Seiten die Gäste herbei; alles war in höchster Spannung, was die nächsten Tage bringen würden. Seinen besorgten Freunden erklärte Nommensen am Morgen des Festtages, daß er selbst bei dem Fest erscheinen werde; ein Verstecken, bis der Sturm vorüber sei, lehnte er ab. Vielleicht ging ihm in diesen spannungsgeladenen Stunden das Lutherwort durch den Sinn: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, wollte ich doch hineingehen!“ Unbewaffnet schritt der tapfere Mann auf den von Tausenden von erregten Bewaffneten besetzten Festplatz zu. Es gelang ihm, unter Anwendung aller Kunst der Überredung, mit Hilfe einiger Häuptlinge die Versammelten zu bewegen, ihre Waffen in den benachbarten Häusern abzulegen. Dann erfolgte unter wüstem Geschrei und ohrenbetäubendem Trommelwirbel die Schlachtung des Büffelopfers. Unter dem diese Feste begleitenden Einfluß einer rauschenden Musik und der sie begleitenden rhythmischen Tänze verfiel ein Mann aus der Menge in einen Zustand der Verzückung. Alles glaubte, der Geist des großen Ahnen sei in ihn gefahren. Mit drohender Stimme ließ er seinen Nachkommen etwa folgendes sagen: „Euer Opfer ist zwar gut; aber ich nehme es nicht an, wenn es nicht durch einige aus eurer Mitte erweitert wird. Opfert mir ein Opfer in gewohnter Weise, so will ich es mit Wohlgefallen hinnehmen, eure Ernte und euer Vieh segnen, ihr sollt gesund und wohlauf sein, und viele Kinder sollen euch geboren werden! Meine Nachkommen, ihr tut jetzt nur, was euch beliebt, und hört nicht mehr auf die Lehre eurer Väter. Ihr verändert ihre Sitten und verrätet meine

Nachkommen. Ich werde aber das Opfer nicht annehmen, wenn ihr es nicht macht, wie ich es gewohnt bin.“ Die Anspielung, die in diesen Worten lag, sollte die Zuhörer daran erinnern, daß nach alter Sitte bei einem solchen Stammesfest nach dem Opfertier einige Menschen dem Geiste zu opfern seien. Dazu wurde in der Weise verfahren, daß die Parteien ein harmloses Spiel begannen, bei dem sie sich mit Steinen und Erdbrocken bewarfen, bis allmählich die Gemüter erhitzt wurden und man mit Waffen aufeinander losging und das Kriegsspiel so lange fortsetzte, bis einige Menschen tot auf dem Platze blieben. Die Getöteten galten dann als Opfer für die Ahnen, ihr Tod durfte darum nicht gerächt werden. Niemand bezweifelte, daß der Geist dieses Mal auf den weißen Mann anspielte, und man hoffte, in dem entstehenden Tumult den Missionar erschlagen zu können, ohne daß sich nachher die Schuldigen nachweisen ließen.

Nommensen war von diesen Vorgängen unterrichtet worden. Sobald das Medium geendet hatte, trat er sofort auf und rief der versammelten Menge zu: „Der Geist, der da zu euch geredet hat, kann unmöglich euer Großvater sein; denn ich habe noch nie von einem Großvater gehört, daß er den Tod seiner Enkel wünscht. Dieser Großvater will, daß ihm einige Nachkommen geopfert werden. Solches Opfer muß vom Teufel sein, dem Vater der Lüge und dem Mörder von Anfang an, dem es Freude macht, wenn die Menschen sich untereinander bekriegen und töten. Dem steht die Liebe Gottes gegenüber, der nicht will, daß ein einziger Mensch umkommt, sondern daß sie alle gerettet werden.“ Die Wirkung seiner kühnen Worte war verblüffend; es unterblieb jeglicher Tumult, es kam zu keinem

Zank und Totschlag. Der erste Tag endete friedlich. Am folgenden Tage kam es zu einem blutigen Gefecht mit Feinden, die überraschend vom Gebirge her einbrachen. Dabei wurde ein Mann verwundet, der als heftiger Gegner des Missionars galt. Ein am Nachmittag einsetzender Regen trieb die Streitenden auseinander. Das große Fest, von dem die Feinde des Evangeliums so entscheidende Dinge erwartet hatten, verlief, ohne daß Nommensen irgendeinen Schaden genommen hatte. Alle Augenzeugen erfüllte der tiefe und lebhafteste Eindruck, daß der Gott der Christen stärker sei als ihre Götzen und Geister. Wie ein Wunder mußte es ihnen erscheinen, daß trotz des stürmischen Verlangens, den Weißen zu töten, niemand die Tat gewagt hatte. Die bewahrende Allmacht Gottes war darin zu erkennen, der seinen Engeln befohlen hatte, seinen Knecht zu behüten. Welche Wendung durch Gottes Fügung, wenn man bedachte, da war eine vieltausendköpfige Menge, alle bewaffnet und berauscht von dem Wunsche, den weißen Mann umzubringen! Und doch waren allen die Hände gehalten, niemand erhob eine Waffe. Nur das in der Vollmacht Gottes und im Vertrauen auf ihn gesprochene Wort Nommensens reichte aus, um seine Stellung unter den Bewohnern Silindungs entscheidend zu festigen. Von einem Aufhören der Feindseligkeiten konnte allerdings noch nicht die Rede sein, es war noch viel auszustehen; aber Nommensen durfte auch in allen weiteren Gefahren Gottes bewahrende Hand unmittelbar, machtvoll und überwältigend erfahren.

Ein Brief des Missionars aus diesen bewegten Tagen berichtete über Silindung: „Die Herrn Radja regieren wild und wirr durch- und nebeneinander. Recht und

Gerechtigkeit kennt man nicht. Die Streitsachen werden zu Gunsten dessen entschieden, der am meisten gibt. Unter stetem Aussaugen werden sie oft jahrelang hingezogen, so daß ein Volk in dauernder Aufregung bleibt. Grausamkeiten aller Art werden dabei verübt, und ein Kannibalismus kommt vor, der uns oft ein Rätsel ist. Im vorigen Jahr kam ein Mann zu mir, dessen verständige Weise mir sehr wohlgefiel. Seine Züge hatten etwas Freundliches und Gutmütiges. Er trank eine Tasse Kaffee mit mir unter lebhaftem Gespräch und — zehn Tage darauf fand ich ihn wieder als Wortführer einer blutigen Bande, neben sich einen auf Bambus gesteckten Menschenkopf und einen gebratenen Arm mit abgehackten Fingern! Das Opfer war frisch niedergemetzelt und zum Teil schon verzehrt. Als er mich gewahr wurde, ließ er den Kopf zwar ein wenig hängen, aber das blutgierige Geschrei seiner Mordgesellen fachte seinen Mut bald wieder an, und er war nicht zu überzeugen, daß er eine Greuelthat begangen hatte. Vor einigen Tagen kurierte ich in Si Gompulon einen Jüngling, der im vorigen Jahr mit seinem Bruder nach Si Hottom ging, um Reis zu holen. Sich keiner Schuld irgendwie bewußt, wurde er dort überfallen und festgehalten. Erst jetzt ist er durch schweres Lösegeld freigekommen. Und sein Bruder? Der ist bei jenem Überfall niedergehauen und verzehrt worden. So könnten viele Exempel aufgezählt werden, daß in diesem Lande fort und fort Greuel vorkommen, die bei einer ordentlichen Regierung unmöglich wären. Durch die fortwährenden Kriege bleiben die Reisfelder oft gänzlich unbearbeitet liegen oder werden doch nur schlecht bestellt, und die Folge sind Hungersnot oder Mißernten.“

Der geistesmächtigen Persönlichkeit Nommensens, der eine starke Anziehungskraft ausstrahlte, konnten sich die Gemüter nicht leicht entziehen; er gewann nach und nach manche Freunde, hatte er doch eine linde Hand und bewies selten versagende Geschicklichkeit bei Krankenbehandlungen. Den klugen Häuptlingen machte es großen Eindruck, mit welcher scharfem Verstand er schwierige Fragen beantwortete. Besonders gern erörterten sie mit ihm ihre Streitsachen und wünschten sein richterliches Urteil. Stunden-, ja tageslang konnten die streitenden Bataks, um ihn auf einer Matte sitzend, ihre weitschweifigen und von Selbstgerechtigkeit strotzenden Reden vorbringen, zu denen er überlegt und klug abwägend seine Meinung äußerte und auch meist die richtige Lösung fand. Vor allem verschafften ihm seine unerschöpfliche Geduld und Sanftmut eine weitreichende Überlegenheit. In seiner Arbeit bewahrheitete sich immer wieder das Wort Christi: „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Ein Eingeborener schilderte die Sieghaftigkeit der Sanftmut so: „Alles, was besteht, wird durch seinen Gegensatz überwunden: das Feuer durch Wasser, das Wasser durch Feuer, Licht durch Dunkelheit, Wärme durch Kälte, der Aufbrausende durch den Sanften, der Zürnende durch den Friedfertigen.“ Einige Häuptlinge von Silindung erzählten, nachdem sie längst Christen geworden waren, ein lebendiges Beispiel von der Art, wie die Freundlichkeit Nommensens in entwaffnender Weise auch widrigste Bosheit von Menschen überwand: „Zu fünf oder sechs kamen wir eines Morgens in seine Hütte mit der Absicht, ihn einmal recht zu ärgern und zu sehen, ob ihm über unserer Ungezogenheit die Geduld ausgehen

werde. Den ganzen Tag wichen wir nicht von seiner Seite, ließen uns Geschichten erzählen, verlangten sein Violinspiel, ließen uns Brennglas, Uhr und andere Gegenstände zeigen, nahmen mittags und abends seine Bewirtung entgegen. Wir spuckten mit unserem Betelsaft das Zimmer voll und taten alles, was wir konnten, um ihn ungeduldig zu machen und ihn zu reizen. Endlich gegen Mitternacht erklärte er, daß er nun nicht mehr könne und schlafen müsse. Wir aber machten keine Miene fortzugehen, sondern legten uns in dem kleinen Zimmer einfach auf den Fußboden. Gegen Morgen, als es etwas kühler wurde, erwachte einer von uns und sah mit Staunen, daß über jeden von uns eine Wolldecke gebreitet war. Er weckte die anderen Kameraden und machte ihnen klar, daß der gütige Missionar des Nachts aufgestanden war, um sie gegen die Kälte zu schützen. Stillschweigend wickelten wir unsere Decken zusammen und zogen beschämt ab. Wir hatten es erlebt, daß ein Geduldiger besser ist denn ein Starker.“

Die Verkündigung des Evangeliums gestaltete der Missionar in einfachster Weise; er erzählte vornehmlich die biblischen Geschichten. Hier waren es die alttestamentlichen Geschichten, die Schöpfungsgeschichte, die Geschichten von den Patriarchen und Richtern, von Saul, David, Salomo, die besonders gut verstanden und in den Dörfern untereinander erörtert wurden. Der Offenbarungsgehalt dieser Geschichten und ihre Wirkung auf die heidnischen Gemüter widerlegte immer wieder Anschauungen, die an solche Wirkungen nicht glauben. Sehr gern versuchten die Hörer mit der ihnen eigenen Spitzfindigkeit, im Anschluß an die alttestamentlichen Erzählungen, in denen sie den allmächtigen, lebendigen, gerechten Gott kennenlernten, etwa beim

Sündenfall, zu fragen: „Wenn der Teufel so viel Unheil angerichtet hat, warum schlug ihn dann Gott, der doch alles kann, nicht tot?“ Den advokatisch schlauen Bataks gefiel die Geschichte vom Urteil Salomos besonders gut. Die Kunde von der Erlösung als einer gottgewirkten Befreiung von der Macht der bösen Geister und der Furcht vor ihnen zog die Hörer mächtig an. Das war eine gute Botschaft für Menschen, die Tag und Nacht von Angst vor unheilvollen Dämonen gequält werden. Vom Heilswerk Christi sprach Nommensen gern als einem Kampf Gottes mit dem Satan, in dem er die Menschen, die sich erlösen lassen wollen, durch sein Blut loskaufte von der Macht des Bösen, dem sie durch die Sünde verfallen waren. Sprach der Missionar von Sünde und Schuld, entgegnete man immer wieder, damit sei ihr Wesen nicht behaftet. Es kostete einen zähen Kampf und das Eingreifen des lebendigen Gottes, ehe ein in Sünden großgewordener Heide eine Ahnung davon bekam, daß es mit seinem Tun und Wollen nicht so bestellt war, daß er vor dem Richterwort Gottes bestehen konnte. Der Sinn dieser Menschen war ganz und gar auf das Irdische gerichtet: ihr Opfer, ihr Gebet zu den Geistern, ihr Ratsuchen bei den Zauberpriestern sollte nur dem einen Zweck dienen, Geld und Gut, Gesundheit und langes Leben zu haben. Dieser ausgesprochene Diesseitssinn bildete eine fast unüberwindliche Mauer gegen ein Eindringen des Christentums.

Die ersten Christen

Doch in der Stille erfaßte das göttliche Wort hier und dort empfängliche Herzen, sie schlossen sich dem

Missionar enger an, begehrten weitere Unterweisung in Gottes Wort und ließen sich taufen. Acht Erwachsene und fünf Kinder gehörten zu den ersten Christen des Jahres 1865 im Silindungtal. Dieser Sieg ließ sogleich die Feindschaft gegen den Missionar und seine Anhänger erneut heftig aufleben. Den jungen Christen wurde erklärt, daß mit dem Übertritt, der ein Verlassen der Sitte der Väter bedeute, auch der Verzicht auf Dorf und Feld verbunden sein müßte. Die Austreibung aus den Dörfern und die Enteignung ihrer Reisfelder und Gärten, von deren Ertrag sie lebten, wurden unerbittlich durchgeführt. Die Weigerung der Christen, Steuern für die heidnischen Feste zu zahlen, schuf große Erbitterung und zog Ausstoßung aus dem Volksverband nach sich. Die Übergetretenen mußten echte Proben bestehen, daß es ihnen Ernst mit der Annahme des Christentums war. Es erfüllte sich an ihnen das Hebräerwort (10, 34): „Und den Raub eurer Güter habt ihr mit Freuden erduldet, als die ihr wisset, daß ihr bei euch selbst eine bessere und bleibende Habe im Himmel habt.“

Einige Verlegenheit entstand, was mit den Menschen geschehen sollte, die Hab und Gut verloren hatten. Nommensen überwand diese Schwierigkeit dadurch, daß er die kleine treue Schar zu sich nahm, nach batakischer Sitte Wall und Graben gegen Überfall aufwerfen ließ und seine Freunde zunächst mit Nahrung und Kleidung versorgte. So entstand das Christendorf *Huta Dame* — *Friedensdorf*. Die Christen gingen sofort ans Werk, sich ihren Unterhalt zu suchen. An abgelegenen Stellen legten sie neue Reisfelder und Gärten an, vielfach bedroht von ihren Feinden, die solche Arbeit zu verhindern suchten. Bei alledem empfanden die jungen

Christen besonderen Schmerz darüber, daß sie durch ihre Aussonderung keine Möglichkeit hatten, auf ihre Dorfgenossen christlichen Einfluß auszuüben. Diese soziale Ächtung bedeutete ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums. Eine stille, durch Wort und Wandel wirkende Beeinflussung ihrer Landsleute war ihnen unmöglich gemacht, die wirksamer sein konnte als Predigt, Unterricht und Vorbild des fremden Missionars. Glücklicherweise dauerte dieser hemmende Zustand nicht lange; denn die Zahl der Christen nahm beständig zu, so daß, zumal die Heiden die Nutzlosigkeit ihres Zornes bald einsahen, der Widerstand gegen die Bekenner der neuen Religion bald nachließ. Zahlenmäßig ansehnlich geworden und als Gemeinschaft fest gefügt, wagte man es bald nicht mehr, sie von Haus und Hof zu vertreiben.

Von dem Schicksal eines dieser ersten Christen berichtete Nommensen: „Isaak war früher ein eifriger Sibaso (ein Geistermedium) gewesen. Als seine Familie hörte, daß er dem Götzendienst Valet gesagt habe, boten sie alles auf, ihn von dem Übertritt zum Christentum abzuhalten. Nachdem sie wiederholt vergeblich versucht hatten, ihn von Huta Dame wegzulocken, erdachten sie eine List. Die Verwandten kamen und sagten, seiner Neffen einer wolle heiraten, und er müsse dabei sein, wenn der Kaufpreis für die Braut bestimmt werde. Nichts Böses ahnend ging Isaak mit. Als sie nach Huta Barat gekommen waren, erklärten die Heiden ihn für ihren Gefangenen. Abends wurde ein heidnisches Fest gefeiert. Der Gefangene mußte in der Mitte sitzen, und nun ging's mit Trommeln und Pauken los, in der Hoffnung, daß der Geist von ihm Besitz ergreifen werde, wie er es früher oft getan hatte. Aber der Geist kam

nicht, auch dann nicht, als man den früheren Sibaso mit Weihwasser besprengte, um ihn von seinem befleckenden Umgang mit dem weißen Lehrer zu reinigen. Da wurden die Verwandten noch erboster und wollten Isaak in den Block legen. Er fand indes Gelegenheit zu entfliehen. Nach einiger Zeit kam seine Schwester mit Gold und Silber, um für ihren Sohn seine Tochter zu kaufen. Er aber wies das Geld ab und erklärte: ‚Wenn dein Sohn sich vom Teufel zu Gott bekehrt, so kann er meine Tochter auch ohne Gold und Silber bekommen. Ich verkaufe mein Kind nicht mehr, wie es unsere heidnische Sitte ist.‘ Das Essen, das die Schwester mitbrachte, nahm er nicht, aus Furcht vor Vergiftung. Später drohten sie, ihn mit Gewalt zu holen, begnügten sich aber damit, ihm Angst zu machen, daß der Geist binnen einem halben Jahr ihn töten werde. Er hat ihn aber nicht getötet.“

Spott und Hohn mußten die ersten jungen Christen häufig tragen. Wenn die Heiden sie beten sahen, faßten sie die Betenden beim Kopf und schüttelten sie, oder sie sagten: „Was kneifst du da an deinen gefalteten Händen?“ Man tat auch so, als wolle man die Betenden aus dem Schlaf wecken. Höhnend rief man: „Die Christen sterben auch. Habt ihr mehr Reis als wir? Werdet ihr nicht mehr krank?“ Die Freudigkeit, ihren Glauben zu bekennen und des Spottes nicht zu achten, war eine Erscheinung, die der Missionar in jenen Anfangszeiten immer wieder beobachten konnte. Immer wieder traten natürlich Versuchungen mancherlei Art an sie heran. Allein die jungen Christen bekannten stets ohne Scheu ihren Glauben und ertrugen bereitwillig höhnende Worte ihrer Umgebung. Es kam vor, daß Christen in ein heidnisches Dorf geholt wur-

den, um sie zu veranlassen, für die Genesung eines Kranken zu opfern. Unter entschiedener Weigerung wurde in solchem Falle erklärt, man diene dem starken Gott, vor dem sich alle Geister fürchten. Einer von den Erstlingen vertrat seine standhafte Haltung mit den Worten: „Wenn der Teufel, den ihr anruft, stärker ist als unser Gott, so sagt ihm, daß er uns innerhalb drei Tagen töte; ist aber unser Gott der wahre, so wißt, daß ihr verloren seid, wenn ihr unsere Worte verwerft!“ Nach einigen Tagen wurde der Onkel, der ihn gerufen hatte, krank und starb. Ein anderer erklärte den drohenden Verwandten: „Wenn ihr mir den Hals abschneidet, will ich es mit Freuden dulden; denn das dauert keine zehn Tage lang. Aber nach eurem Willen in diesem Leben dem Teufel dienen und dafür immer in der Hölle schmachten, das sei ferne von mir! Ich gehe den Lebensweg voraus und hoffe, daß ihr bald nachfolgt.“ Verfolgung und Drangsal begleiteten die Wege dieser ersten Christen; die Mächte des Lichtes und der Finsternis lagen miteinander im Streit. Zu all dem Schweren der Anfangszeiten kam bald eine weit um sich greifende Pockenepidemie hinzu, die viele Menschen dahinraffte. Die Missionsstation nahm viele Kranke auf, und Gott segnete ihre Behandlung. So konnte diese Trübsalszeit dazu helfen, manche Menschenseele für das Evangelium empfänglich zu machen und dem Wachstum des Reiches Gottes dienen. Eine größere Zahl Taufbewerber, die sich vom Haß der Heiden nicht schrecken ließ, empfingen inmitten aller Sorge und Trübsal die Taufe; die Zahl neuer Taufbewerber nahm stetig zu.

Zu gleicher Zeit begann der Haß gegen die neue Religion in hellen Flammen neu aufzulodern. Der

abergläubisch verehrte Priesterkönig Singa Mangaradja in dem nördlichen Tobaland empörte sich darüber, daß seine Untertanen in Silindung die Sitte der Väter zu verlassen begannen. Die Pocken wurden dem Unmut der Ahnen zugeschrieben, einer dieser Geister habe das Tal verlassen, sei nach Toba gegangen und habe den Missionar beim Priesterkönig verklagt. Einige Zeit vorher war der Singa Mangaradja in Silindung gewesen; eine Einladung Nommensens zu einer Aussprache hatte er stolz ausgeschlagen und erklärt, er schäme sich, soweit sich herabzulassen. Dagegen führte er lange Beratungen mit den Häuptlingen, denen die Anweisung folgte, daß niemand den Missionaren Lebensmittel verkaufen dürfte. Er versprach, sobald die Zeit günstig sei, die Christen zu überfallen und alle zu töten. Dieser Priesterkönig, der sich noch oft als ein Verfolger des Christentums erweisen sollte, genoß göttliches Ansehen unter den Heiden. Weniger durch sein Häuptlingsamt; man sah in ihm eine Gestalt, in der sich geheimnisvolle Kräfte verkörperten. Von ihm wurde erzählt, daß er sieben Jahre im Mutterleibe gewesen und dann als sechsjähriges Kind zur Welt gekommen sei. Nach seinem Tode komme er irgendwie wieder zum Leben. Auf alle Menschen, die mit ihm in Berührung kämen, sollten von ihm zauberhafte Kräfte übergehen. Peinlich genau wurden alle seine den heidnischen Kult betreffenden Gebote befolgt. Seine Gegnerschaft war darum schwerwiegender als die aller sonstigen Häuptlinge. Der Einfluß seiner Drohungen bewirkte dann auch zeitweilig, daß selbst freundlich gesinnte Fürsten sich von Nommensen zurückzogen. Furchtlos blieben die wenigen Christen, die sagten: „Derer, die bei uns sind, sind mehr denn derer,

die bei unseren Feinden sind. Gott ist uns Schutz und Hilfe.“

Tage zwischen Sorge und Hoffnung vergingen; dann wurde bekannt, daß der 27. Juli 1866 zum Todestag der Missionsanhänger bestimmt wurde. Der Priesterkönig forderte seine Untertanen auf, alle Streitigkeiten untereinander abzurechnen, weil er mit seinem Gefolge kommen werde, um mit den Christen endgültig abzurechnen. Solange der Missionar und seine Christen nicht beseitigt wären, sei er vor den Geistern aus Silindung nicht sicher, die nach Toba geflohen seien. Eine derartig gespannte Lage hatte es bis dahin noch nicht gegeben. Aber wie Gott bereits seiner ersten Gemeinde immer wieder ein Zeichen gegeben hat, daß sein Wort stärker ist als brutale Gewalt und Anmaßung, so ließ er auch diesen Anschlag mißlingen. Die Heiden im Silindungtal gerieten untereinander in Streit, es kam zu blutigen Kämpfen, in deren Verlauf ein angesehener Häuptling den Tod fand. Ein lang anhaltender Krieg folgte, eine neue Pockenepidemie trat auf. Die Lage war ähnlich wie zur Zeit der Reformation, wo die Kriege der katholischen Völker untereinander oder die Einfälle der Türken den Protestanten eine Atempause gewährten. So konnten auch hier die jungen Christengemeinden einstweilen in Frieden leben, während die streitenden Volksstämme ihre eigenen Händel ausfochten. Die Pockenseuche nahm immer gefährlichere Formen an; infolgedessen wagten sich der Singa Mangaradja und sein Gefolge nicht in das verseuchte Gebiet. Allmählich verloren die Kriegsscharen völlig den Mut, und die Abrechnung mit den verhaßten Christen blieb aus. Miteinander dienten Gutes und Böses den Knechten Gottes zum Besten; der Lauf des Evan-

geliums wurde nicht aufgehalten. Gottes Schutz und Schirm vor allem Argen bewies sich von Tag zu Tag durch Mittel, an die niemand gedacht hatte. Angesichts des angedrohten Kampfes auf Leben und Tod gehörte auf Seiten der Missionare und Christen kein geringer Glaube dazu, in diesen schweren Zeiten fest zu bleiben. Dem kleinen Christenhäuflein schenkte Gott Freudigkeit, auszuhalten und ein kräftiges Glaubenszeugnis zu geben. Nommensen selbst schrieb in jenen bewegten Tagen an sein Missionshaus: „Wenn ich falle, rächt meinen Tod damit, daß ihr Scharen von Friedensboten in diese Berge schickt, die den armen Heiden von Sumatra das Wort vom Heiland bringen!“

Das Ringen göttlicher und satanischer Mächte um das Batakvolk dauerte an, und die jungen Christen gerieten immer wieder in Konflikte inmitten einer heidnischen Umgebung, mit der sie durch tausend Fäden verknüpft waren. Ein Beispiel vermag das deutlich zu machen: „Es gehörte zu den religiösen Gebräuchen der Bataks, daß während der Jätezeit an bestimmten Tagen alle Arbeit auf dem Felde ruhen muß. So will es der Sombaon. Obgleich die Missionare nicht darauf bestanden, daß die Christen gerade an diesen Tagen aufs Feld gingen, so glaubten doch manche von diesen, sie müßten das tun um des Gewissens willen, weil sie sonst den Schein auf sich lüden, Gemeinschaft zu haben mit den Werken der Finsternis. Also sandte Abraham an dem heidnischen Ruhetage seine Jäter aufs Feld. Kurze Zeit darauf erkrankte seine Frau Sara gefährlich an der roten Ruhr. Natürlich jubelten die Heiden und legten ihre Krankheit als Strafe des Sombaon aus. Das war eine Glaubensprobe für die Christen. Aber die Heimgesuchten erkannten die Hand des Herrn,

merkten, daß er ihnen etwas zu sagen habe, und ließen es sich sagen. Sara hatte nämlich eine Schwiegertochter, mit der sie sich nicht gut vertrug. Brachte die letztere, wie es bei den Bataks Sitte ist, je und dann ihrer Mutter etwas, so zürnte die Alte, deren starke Seite das Geben nicht war. Auch bei anderen Veranlassungen fehlte es nicht an Scheltworten, die die sonst stille Schwiegertochter gelegentlich zurückgab. Die letztere hatte der Herr bereits in die Kur genommen. Im Wochenbette wurde sie zu Tode krank. Sie beugte sich unter die Hand des Herrn und zeigte sich seither als eine demütige Jüngerin, die ihren Wandel vor dem Angesicht Gottes führte. Nun erkrankte auch Abraham an der Ruhr. Der Kranke, den die heidnischen Bataks mieden, wurde zum Missionar geschafft. Es schien, als ob es mit ihm zu Ende gehen sollte. Da rief er, dem Tode sich nahe fühlend, seine Familie zusammen und bekannte vor allen Anwesenden, daß er oft gefehlt habe, weil er nicht immer in liebevoller Weise zum Frieden gemahnt habe. Dies Bekenntnis sowie die Ermahnung, die eigenen Sünden zu erkennen und zu bekennen, machte tiefen Eindruck. Alle baten sich gegenseitig ihr Unrecht ab, eine allgemeine Versöhnung kam zustande. Mit Abraham aber ging es immer schlechter. Er machte sich zum Sterben bereit. Zu jedem, der ihn besuchte, redete er von seinem Jesus, der ihn heimholen wolle, und versicherte, daß er sich auf den Heimgang freue. Mitunter freilich meinte er, er müsse noch mehr wissen vom Worte Gottes, er sei noch nicht reif, er wisse wohl die Gebote Gottes, das Glaubensbekenntnis, aber wenn der Herr nun noch mehr frage und er nicht antworten könne — was dann? Es gefiel dem Herrn, ihn wieder aufkommen zu lassen.“ Stetig griff

die Bewegung zum Christentum weiter um sich; unter den Christen waren auch einige angesehene Häuptlinge. Die besondere Stellung der Häuptlinge als Häupter der Stammesfamilien blieb für die Ausbreitung des Christentums nicht ohne Bedeutung. Daneben gingen aber die wildesten Greuel des Heidentums weiter, Götzenfeste wurden veranstaltet, um die Geister gegen die fremden Eindringlinge in Bewegung zu setzen, Mord und Menschenfresserei spielten sich vor den Augen des Missionars ab. Hier und da wurde ein Christ meuchlings erschossen, wütende Menschenhaufen umlagerten immer wieder das Haus Nommensen, der in dieser Leidenschule Gott auf seiner Seite hatte.

Trotz aller Wirren blühte das Gemeindeleben der kleinen Schar erfreulich auf, Nommensen ging schon im Jahre 1866 daran, Gesetze und Ordnungen aufzustellen, deren die junge Christenschar bedurfte, nachdem sie den Zusammenhang mit den bisherigen Ordnungen im heidnischen Lebenskreis verloren hatte und der neue Pflichtenkreis eine Wegweisung erforderte. In der Gemeinde wurden Älteste eingesetzt, denen die Betreuung der einzelnen Christen oblag, und die wöchentlich einmal mit dem Missionar zusammenkamen, um über alle Gemeindeangelegenheiten miteinander zu sprechen. Diese Einrichtung, deren Wichtigkeit Nommensen mit klarem Blick erkannte, sollte sich hinfort sehr bewähren. Die christliche Pflege und Beaufsichtigung der einzelnen, welche die jungen Christen sehr nötig hatten, wäre ohne diese selbstlosen und treuen Helfer undurchführbar gewesen; sie wurden unentbehrlich, als immer größere Scharen die Kirchen füllten. Über ihren geschätzten Dienst als Handlanger hinaus wurden sie mehr und mehr wichtige Mitarbeiter der

Missionare und waren mit ihnen oft in inniger Freundschaft verbunden. Ihr Urteil in schwierigen Fragen der Anfangszeit und in Fällen, wo Kirchengzucht geübt werden mußte, erwies sich als äußerst wertvoll. Aus der Schar der kleinen Gemeinde gingen Diakonissen, Diakone und Kinderlehrerinnen hervor; auch die Erziehung von Waisenkindern und die Sorge für die Witwen wurden der Gemeinde übertragen. Mit Billigung der Christen wagte Nommensen es, die Sitte des Frauenkaufes abzuschaffen. Diese Maßnahme erwies sich allerdings bald als verfrüht. Die ersten Christen hielten daran fest, später behielt man aus mancherlei Gründen die bestehende Sitte zunächst noch bei. Gewiß entsprach sie nicht der Vorstellung einer christlichen Ehe; aber in schweren Übergangszeiten mußte das Christentum solche überkommene Form tragen, bis das christliche Leben eine Macht im Lande geworden war und die Christen selbst die Beseitigung heidnischer Bräuche forderten. Verboten war aber eine Ehe zwischen Christen und Heiden; der Selbstschutz erforderte solche strengen Maßnahmen. Neue Schwierigkeiten brachte dabei die Frage: Woher sollen die jungen Mädchen Männer und die jungen Männer Mädchen nehmen? Innerhalb der Gemeinde waren nicht in allen Fällen Heiraten möglich. War etwa der Brautchatz schon früher bezahlt worden, mußten Ausnahmen zugelassen werden. Oberster Gesichtspunkt blieb immer, daß das Christentum nicht als Zerstörer der Eigenart eines Volkes auftreten will, sondern die Volkssitte, soweit sie nicht gegen die christliche Moral verstößt, mit veredelnden Einflüssen erfüllen möchte. Das allgemeingültige Verbot der Heirat innerhalb eines Stammes wurde von den Christen anerkannt. Alle auf heidnischen Aber-

glauben sich aufbauende Sitten fanden strenge Ablehnung. Die Vermeidung aller Streitigkeiten zwischen Christen und Heiden wurde angestrebt; aber nicht immer blieben die Mahnungen von Erfolg gekrönt, lieber den Verlust der Güter zu ertragen, als um solche Dinge Streit und Krieg zu beginnen. Von dem Besuch heidnischer Feste riet man den Christen ab, auch wenn sie den Zweck haben sollten, dort Zeugnis abzulegen, weil man unnötiges Herausfordern der Nichtchristen vermeiden wollte. Dagegen war jedermann verpflichtet, die biblische Geschichte genau zu kennen, um bei Gesprächen über die christlichen Wahrheiten genau Bescheid zu wissen und jederzeit Rechenschaft von seinem Glauben ablegen zu können.

Eine Ordnung des Gottesdienstes legte Nommensen fest und sorgte für Einführung von Hausandacht und Tischgebet in den Familien. Die Betglocke erklang später fünfmal am Tage, auf deren Ruf hin sich hier und dort die Hände zu stillem Gebet falteten. Am Abend fand regelmäßig eine gemeinsame Abendandacht statt; der Katechumenenunterricht vereinigte die Taufbewerber. Die verheirateten Männer rief Nommensen zu Stunden der Erbauung und Aussprache zusammen; zu anderen Stunden versammelte er die verheirateten Frauen, die Jünglinge, die jungen Mädchen um sich. Vielfach verlangten die Gemeindeglieder selbst danach; denn in diesen Zeiten der ersten Liebe wünschte man in alledem unterwiesen zu werden, was Christentugend ausmacht und zu einem Gott wohlgefälligen Wandel helfen kann. Der Wesenszug dieser ersten Christen zeichnete sich durch das ernste Streben aus, nach Gottes Willen zu leben. Der vielfache Druck der Verfolgung weckte das Bedürfnis nach engem Zusammen-

schluß; so erwies sich das Christentum auch hier als gemeinschaftsbildend. Dieser brüderliche Zusammenschluß war dringend nötig, konnte er doch allein den schwachen Anfängern im Christenstand in den großen Versuchungen und Gefahren gegenüber den Einwirkungen der Umgebung rechte Stütze und Halt gewähren.

Wertvolle Hilfe fand Nommensen in dem Häuptling Radja Pontos, dem Enkel eines Mannes, der bei dem ersten Auftreten von Missionaren in öffentlicher Versammlung erklärt hatte, daß er mit seinem Volk niemals die gute Sitte der Väter verlassen würde. Es war ein kluger Batak, allgemein hochgeachtet und einflußreich, auf den sich der Missionar nicht zuletzt bei seinen weiten Reisen durch das Land berufen konnte, und dessen Achtung manche verschlossene Tür öffnete, ohne daß Leib und Leben Nommensens in Gefahr kam. Der Häuptling wußte Rat in Schwierigkeiten, trat für die Missionare und Christen mannhaft ein; sein Übertritt zum Christentum hatte ein spürbares Nachlassen der Christentumsfeindschaft zur Folge. Das Beispiel der Häuptlinge, denen die Bataks im Guten wie im Bösen zu folgen gewohnt waren, gab so manchen Anlaß zu überraschenden Wendungen, die Gutes bewirkten. Dabei achtete Nommensen sorgsam darauf, daß nicht etwa nur aus dem Grunde, weil Häuptlinge oder einflußreiche Eingeborene sich zu Christus bekehrt hatten, nun auch die Untertanen gedankenlos oder aus unlauteren Absichten Christen zu werden begehrt. Jede Verwässerung des Christentums auf solchem Wege lag niemals im Sinne Nommensens.

Um den Christen, die nach heidnischen Rechtsgrundsätzen nicht mehr leben konnten, Anhaltspunkte für ein christliches Gemeinschaftsleben zu geben, wurden

Grundsätze für eine christliche bürgerliche Gesellschaftsordnung aufgestellt, zu deren Einhaltung alle, die zum Christentum übertraten, sich verpflichten sollten. Danach konnten Strafen für Diebstahl, Sonntagsarbeit, Ehestreit, Unehrerbietigkeit und Verleumdung verhängt werden. Die christlichen Häuptlinge bekamen dadurch Handhaben, unlautere Elemente in Schach zu halten. Niemals war beabsichtigt, sich zu Herrschern und Gesetzgebern des Volkes berufen zu fühlen. Allein wegen der fehlenden christlichen Obrigkeit waren gesetzgeberische Maßnahmen notwendig, damit gegenüber der Ungerechtigkeit und Willkür die erneuernden Kräfte des Evangeliums erkennbar wurden. Es war allerdings nicht leicht, solche Absichten durchzuführen; denn auch in die christlichen Gemeinden kamen mit der Zeit allerlei Leute, die zwar mit dem Götzendienst brachen, sonst aber wenig Ernst zeigten, den sittlichen Forderungen der Botschaft Jesu in ihren Herzen Raum zu geben. Das geschah immer wieder trotz der Anfeindungen, die diese Menschen seitens der Heiden erfuhren, und trotz aller Wachsamkeit der Missionare, die Unwürdige fernzuhalten suchten. An dieser demütigenden Erfahrung bewahrheitete sich die Voraussage des Heilandes, daß der Böse zwischen den guten Samen das Unkraut sät und es nicht in der Macht der Gottesdiener steht, Unkraut fernzuhalten. Durch Gottes Gnade drangen viele Schwankende später noch tiefer in die Wahrheit des Evangeliums ein, andere fanden den Weg zum Leben nicht und bildeten für die Gemeinden eine hemmende Last. Manches Mal bot die Spruchweisheit der alten Bataks einen guten Anknüpfungspunkt für die Forderungen der neuen Botschaft. Den Gegnern konnte nachgewiesen werden, daß nicht

nur die Christen, sondern sie alle viel von den Gewohnheiten der Väter aufgegeben hätten, daß aber die Christen gerade dasjenige zu tun sich bemühten, was ihre Großväter als gut gepriesen hatten. Solche Sprichwörter geißeln z. B. die Lüge und die Unehrlichkeit, rühmen die Gastfreundschaft, die Friedfertigkeit, die Versöhnlichkeit und die Ehrfurcht, wenn sie sagen: „Wo wir auch sitzen, da ist Gott.“ — „Einmal gelogen, so glaubt man ihm nicht mehr.“ — „Wer einen Meineid schwört, dessen Enkel trifft es.“ — „Auf unrechtmäßige Weise Erworbenes fliegt davon.“ — „Wer nicht auf Ermahnungen hört, hat es zu bereuen.“ — „Hochmut ist der Anfang des Verderbens.“ — „Höflichkeit ist Leben, Frechheit Verderben.“ — „Wenn man sich streitet, hat man nur Unheil davon.“ — „Alle wissen die Fehler ihrer Mitmenschen; ihre eigenen Fehler lassen sie, ohne sich darum zu kümmern.“ — „Du leidest nicht darunter, wenn du einem Bittenden gibst.“ — „Wenn Gott segnet, wird ein Tropfen Tau zur Speise.“

Viele Mühe kostete es, die kleine Christenschar vor Rückfällen in heidnische Gewohnheiten zu bewahren. Manche unter ihnen erkannten noch nicht, wie sehr der neue Glaube gegen alles das stritt, was ihnen im Licht einer altehrwürdigen Sitte erschien; dazu erschreckte sie die wütende Feindschaft der heidnischen Umwelt immer wieder tief. Wiederholt griff Gott selber ein, um zu warnen und zu erziehen. Da erkrankte z. B. das Kind eines früheren Zauberpriesters. Alles Beten, alle Arznei half nichts, und der Tod schien bevorzustehen. In dieser Not bekannte der Vater dem Missionar, er habe, als er Christ wurde, seine kostbaren Zauberbücher an einen Verwandten weitergegeben, damit dieser sie studieren und ein geschickter Zauberer werden

könnte. Reuig bekannte er das Sündige seines Verhaltens, vereinigte sich mit einigen Gläubigen zum Gebet um Vergebung und um das Leben des Kindes, das Gottes Güte genesen ließ. — In einer Landschaft brach so heftiges Fieber aus, daß fünf Dörfer ganz verlassen waren. Die Heiden brachten auf Anraten eines Häuptlings den bösen Geistern ein großes Opfer dar, damit sie und ihre Kinder von der Krankheit verschont blieben. Wenige Tage später starb der Anstifter mit Frau und ältestem Sohn, der sich und allen Opfernden Gesundheit und Glück verheißen hatte, dazu noch andere Teilnehmer des Opferfestes. Auf dieses Geschehnis hin wandten sich eine große Anzahl Bewohner dieser Gegend dem Christentum zu. — Ein Christ hatte sich mit seiner Frau und Mutter von Gottes Wort abgewandt, verstockte immer mehr und verspottete das Christentum in seiner Umgebung. Wiederholte Ermahnungen zur Umkehr blieben ohne Erfolg. Eines Tages machte der Abtrünnige sich mit einem Verwandten auf, um in den Wäldern Gummiharz zu sammeln. Während der Arbeit mußte sein christlicher Mitarbeiter um seines Glaubens willen viel Spott erdulden. Eines Nachts hatte er einen bösen Traum von einem Geist, der in ihn gefahren sei und ihn zugrunde gerichtet habe. Als die beiden am folgenden Tage beim Durchschreiten eines sonst harmlosen Flusses durch starke Strömung in Not gerieten, konnte der christliche Gefährte sich retten; der Begleiter wurde mit den Wellen so rasch fortgetrieben, daß eine Rettung unmöglich war. — Einem anderen Christen war die Frau gestorben; er wandte sich auf der Suche nach einer anderen an einen früheren Zauberer, gleichfalls einen Christen, und veranlaßte ihn, noch einmal aus den Eingeweiden eines

Huhnes zu weissagen. Der Orakelspruch lautete: „Sei getrost, nimm die und die zur Frau! Sie wird lange leben und dir viele Kinder schenken.“ Die Heirat erfolgte. Bald danach erkrankte die Frau und starb. Tief beschämt über ihre Torheit fanden die beiden abgefallenen Christen den Weg zum Missionar und baten um Vergebung. — An einem anderen Ort mußte ein Christ aus der Gemeinde ausgeschlossen werden, weil er eine zweite Frau genommen hatte und diese Tat mit dem Alten Testament zu rechtfertigen suchte. Sein Ausschluß erfüllte ihn mit Gedanken der Vergeltung, wobei er den Plan faßte, ein großes Fest zu veranstalten, dazu Gemeindeglieder einzuladen und sie zum Abfall von ihrem Glauben zu bringen. Einige Frauen, die heidnische Männer hatten, beugten sich den Drohungen und Verlockungen des Festtreibens und bestanden die Versuchung nicht. Ein Christ ließ sich sogar dazu bewegen, während des Festes als Medium aufzutreten. Wenige Tage darauf erkrankte sein Lieblingssohn und wurde dahingerafft. Dieses Ereignis rüttelte sein Gewissen mächtig auf; er bekannte seine Sünde und erblickte in dem Tod seines Sohnes das einzige Mittel, durch das ihn Gott vor dem völligen Verderben bewahrt hatte. Selbst die heidnischen Verwandten bekundeten Ehrfurcht vor dem Gott der Christen und brachten zum Ausdruck, daß es ein mächtiger Gott sei, der über Tod und Leben gebietet. — Eine schwere Cholera-seuche sollte dazu dienen, manches heidnische Herz für die Aufnahme der Predigt von Gottes rettender Gnade zu öffnen. Die Heiden wandten alle gewohnten Mittel auf, um den „Keulengeist“, dessen Berührung tötet, zu vertreiben und milde zu stimmen, ohne Erfolg zu haben. Die Medizin des Missionars war von Gottes

Segen so sichtlich begleitet, daß Hunderte, darunter viele bisher feindliche Häuptlinge, sich zum Taufunterricht meldeten. Nommensen schrieb damals: „Fast meine ganze Gemeinde ist aus Leuten zusammengesetzt, die, durch irgendwelche äußere Not getrieben, sich zum Herrn und zu seinem Wort gewendet haben.“ Den Heiden mit ihrer Krankheitsnot durfte immer wieder versichert werden, daß Gott die nicht zuschanden werden läßt, die auf ihn ihr Vertrauen setzen. Alle Tatpredigt christlicher Liebe verstanden die Heidenmenschen in ihrer oft so großen Leibesnot.

Ein Jahrzehnt hat es gedauert, bis die Ohnmacht des Heidentums mehr und mehr offenbar wurde, immer größere Scharen sich in den Kirchen drängten, hin und her im Tal und auf den Bergen Kirchen und Schulen entstanden. Das Erstarren der Gemeinden und die weite Entfernung der Dörfer führte zur Gründung von Tochtergemeinden. Aber es kam noch ein Weiteres hinzu. Die Bataks waren in viele kleine Stämme gespalten, die eine ängstliche Rivalität trennte, die auch nach dem Einzug des Christentums nicht immer aufhörte. Manchmal mußte man um dieser Stammesgegensätze willen darauf verzichten, die Glieder verschiedener Stämme zu einer Gemeinde und in einer Kirche zu vereinigen. Nur so gelang oft überhaupt das Ausstreuen des Samenkornes Alten und Neuen Testaments. Manche nahegelegene Tochtergemeinde konnte mit der Zeit der Muttergemeinde einverleibt werden. Auch die überaus zahlreiche Bevölkerung begünstigte diese Grundlage; denn es war unmöglich, alle zu einer Gemeinde gehörenden Kinder in einer Schule zu vereinigen. Dieser Weg erwies sich als von Gott gewiesen; denn er schenkte von Anfang an dabei Männer, die

befähigt waren, unter Aufsicht verantwortlich mitzuarbeiten. Auf diese Weise vermochte sich ein Kranz von Filialgemeinden als ein Zeichen gesunden Gemeindelebens zu entwickeln. An die Missionare stellte dieses Filialnetz nicht geringe Anforderungen geistiger und körperlicher Art, weil sie landauf, landab nach dem Rechten sehen mußten. Das Wachstum der Batakmission wäre ohne diese Filialgemeinden undenkbar, das aufblühende Schulwesen und der regelmäßige Dienst am Wort undurchführbar gewesen.

Wenn man nach den Gründen fragt, wie es in Silindung zu diesem schnellen Umschwung kam, so ist er zuletzt dem verborgenen Wirken Gottes zuzuschreiben. Treue, Zähigkeit, Geduld und Mut der ersten Sendboten dürfen hervorgehoben werden. Gott hatte sich Männer berufen, die für diesen schwierigen Dienst in hervorragender Weise befähigt waren und die Frucht ihrer Treue und ihres Glaubens ernten durften. Entscheidend war aber doch, daß nach Gottes Plan die Stunde für die Christianisierung dieses Volkes gekommen war. Wir sahen, daß Gott sich mit Zeichen und Erweisungen seiner Macht den Heiden offenbart hatte, die ihn als den allein Wahren, Lebendigen und Allmächtigen im Glauben annahmen. Nachdenkliche Heiden bewegten mächtig die Kraft und der Wert dieser die Herzen umgestaltenden Religion, und sie konnten sich der Überzeugung nicht verschließen, daß das Christentum ihrer alten Religion unendlich überlegen war. Der Gegensatz: hier Opfer- und Geisterdienst, die Furcht und Not nicht minderten — dort Christen, die Freude und Gemeinschaft mit Gott spüren ließen, war von gewaltiger Wirkung. Die kleine Christengemeinde genoß allmählich bei den rohen Heiden eine uneinge-

schränkte Hochachtung, weil ehrbarer Wandel, Geduld im Leiden, Versöhnlichkeit, brüderliche Gemeinschaft in weitem Ausmaß die Überwindung der heidnischen Religion bedeuteten.

Ein Bericht aus jener Zeit vermag einen anschaulichen Eindruck von dem Umschwung in Silindung zu geben, wo einst Kannibalismus und Götzenanbeterei geherrscht hatten. Es heißt dort: „Viele aus der Gemeinde waren uns auf dem Wege entgegengekommen, trotzdem ich es verboten hatte. Bei Banuadji begrüßten uns die Häuptlinge und die Schüler dieses Filials. Je näher wir nach Silindung kamen, um so mehr kamen uns die Leute entgegen zu Fuß und zu Pferd. Dreiviertel Stunden von Pearadja entfernt erwarteten uns die Brüder der Stationen im Tal und eine große Menge Leute. Bei dem ersten Dorfe unserer Gemeinde hatten sich sämtliche Älteste der Gemeinde versammelt und begrüßten uns mit einem Danklied. Am Wege bis zur Station hin waren Schüler der Gemeinde und auf dem Kirchplatz die Schüler des Seminars versammelt, welche uns mit ihren Liedern begrüßten. Die Schüler von Pearadja und die von Hutabarat sangen Lieder, die sie eigens für den Tag unserer Ankunft gedichtet hatten. Wir versammelten uns in der Kirche, die dicht gedrängt voll war, um dem Herrn gemeinsam zu danken für alle Barmherzigkeit, die er an uns und der Gemeinde getan hat. In den folgenden Tagen und besonders an den Festtagen wollte das Händegeben und Begrüßen fast kein Ende nehmen. Wir sind ganz beschämt und müssen bekennen: Wir sind nicht wert all der Barmherzigkeit und Treue, welche der Herr an uns getan hat.“

In späteren Jahren erlebte Nommensen nach der

Rückkehr von einem Erholungsaufenthalt in Europa einen ähnlichen großartigen Empfang. Tausende von Menschen eilten ihm entgegen, grüßten ihn mit Gesängen, und aus lauten Willkommensrufen schlug ihm eine Welle der Zuneigung entgegen, die ihm zeigte, daß sie ihren Missionar als einen Vater und Wohltäter des Landes verehrten. In diesem Augenblick gedachte er gewiß seines ersten Einzuges, als eine schreiende, tobende Menge wilder Menschen ihn umringte und als einen Feind des Landes haßte. Nichts wurde durch diese Tatsache eindringlicher bezeugt als das Bibelwort: „*Siehe, ich mache alles neu!*“

Die Lebenskräfte des Evangeliums fanden einmal schönen Ausdruck in dem Bericht eines eingeborenen Mitarbeiters über die Art, wie die Missionsfeste gefeiert wurden: „Am 29. Juli fand das Missionsfest in Laguboti statt. Als die Menge sich zu versammeln begann, bliesen erst die Seminaristen unter einem Baum vor der Kirche. Weil zu viele Menschen gekommen waren, so teilte man sich in zwei Abteilungen: die Männer in der Kirche, die Frauen und die Seminaristen unter den Bäumen. Als die Kirchzeit herankam, begaben sich die Prediger an ihre Plätze. In der Kirche predigten der Herr Ephorus Nommensen und einige bataksche Prediger, draußen Herr Meerwaldt und einige bataksche Prediger. Nachdem man aus der Kirche herausgegangen war, versammelten sich alle unter den Bäumen, um die Posaunisten zu hören und zu sehen, wie die Gaben gebracht wurden. Das ging aber so zu: Alle Filialen, die Gaben brachten, sammelten sich mit ihren Schülern je an einem besonderen Orte. Die Schülerinnen kamen zusammen vor dem Hause des Fräulein Niemann, um von da aufzubrechen und ihre

Gaben auf den Tisch zu legen, der von den Missionaren, Eingeborenenpredigern und anderen aufgestellt war. Erst bliesen die Seminaristen. Dann kam Fräulein Niemann an der Spitze ihrer Schülerinnen. Diese trugen Säcke auf dem Kopf mit Reis, schön verziert; sie marschierten zu zweien und sangen dabei, voran zwei Mädchen, welche Teller trugen, auf den Gold und Gewänder lagen. Das legten sie auf den Tisch, den Reis aber in eine große Kiste; dann zogen sie um das Haus des Missionars und kehrten auf ihren Platz zurück. Ihnen folgten die Schülerinnen mit Fräulein Weetneck und machten es ebenso. Darauf kamen die Industrieschüler von Narumonda und brachten zwei selbstgearbeitete bekränzte Stühle als ihre Gabe. Darauf folgte jede einzelne Gemeinde singend, von ihrem Lehrer angeführt. Alle, die kamen, brachten Reis in Säcken, einige führten ein Pferd, andere Schafe, Ziegen und Geld, manche ließen alle ihre Schüler mit Fähnchen aufmarschieren. Einer der Prediger sprach ein Dankwort zu allen, die kamen, und jedesmal sangen oder bliesen die Seminaristen, um zuzujauchzen, wenn die Geschenke kamen. Am schönsten sah es aus, als Lehrer Elisa mit seinen Schülern und Jünglingen kam. Erst standen sie in Reih und Glied wie Soldaten, dann marschierten sie zwei und zwei, langsam und im Schritt, vierstimmig singend, es klang, als antworteten sie sich, und das alles stimmte mit dem Tritt. Ein vorangehender Jüngling trug auf dem Kopfe einen Korb, daran hingen Gürtel und Kopftücher, im Korbe aber waren Reis und 25 Gulden. Die Leute freuten sich über das, was sie hörten und sahen; denn viel Schönes sahen und hörten sie. Auch die Oberhäuptlinge, Regierungsschreiber, Dorfhäuptlinge, Ältesten, Väter und

Mütter brachten Geschenke, jeder im Anschluß an seine Gemeinde. So war einmütig Freude. Darnach versammelte man sich zum zweiten Male im Freien. Man rechnete die Gaben zusammen: Es war an Geld 140,34 Gulden, der Wert von Sachen und Vieh 54,50 Gulden, Reis im Werte von 87,50 Gulden, zusammen 282,34 Gulden. Man hatte außerdem gebracht: Bananen, Enteneier, Kopftücher, Gürtel, Gläser, Teller, Kaffee, gewebte Gewänder, Stühle, Ziegen, Schafe und ein Pferd.“

Auch Tobaland öffnet sich dem Evangelium

Ein tiefer Einbruch war der Missionsarbeit in die Welt des Heidentums gelungen, aber noch immer trotzte das *Tobaland* um die Ufer des Tobasees jedem Eindringen missionarischen Einflusses. Den Augen der Weißen wurde jeder Blick auf diesen Hochgebirgssee, der als Nationalheiligtum galt, ängstlich verwehrt. Aus mancherlei Berichten schloß man, daß dort dichtbesiedelte Landstriche mit einem in ungebrochener Kraft bestehenden Heidentum zu finden waren. Missionar Nommensen beabsichtigte bereits im Jahr seiner Ankunft 1862, von Baros aus in dieses Gebiet vorzustoßen, weil das Geheimnis des Tobasees ihn lockte, um dessen Gebiet die Bataks eine zaubererfüllte Mauer errichtet hatten. Damals erfüllte sich sein Wunsch nicht; aber über allen Plänen und Sorgen seines missionarischen Wirkens blieb Toba sein *Ziel*, besonders von dem Augenblick an, als im Verlauf eines wagemutigen Rittes drei seiner Mitarbeiter als erste Weiße 1873, über vorgelagertes Steppengebiet vorstoßend, überrascht am Rande der Hochebene vor sich den geheimnisvollen,

tiefblauen Bergsee erblickt hatten. Betroffen nahmen sie wahr, wie zu ihren Füßen an den Ufern und Buchten des Sees, umgeben von üppigen Reisfeldern, sich unzählige Dörfer erstreckten. Über den See glitten zahllose schmale Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen, eine große gebirgige Insel erhob sich aus ihm, in weiter Ferne rahmten hohe Bergzüge den wunderschönen See ein. Das Randgebirge, auf dem sie standen, fiel fast senkrecht zum See ab: ein Bild unendlicher Naturschönheit. Freilich endete dieser Ritt jäh und dämpfte die Wogen der Begeisterung. Auf die Kunde von dem Einbruch der drei Weißen strömten Tausende von empörten Eingeborenen zusammen, die blutige Rache üben wollten. Nur unter Benutzung von Schleichwegen durch Dickicht und Morast gelang das Entkommen, zu dessen Gelingen der wohlgesinnte Häuptling Radja Pontos weitgehend beitrug. Der See blieb verboten. Aber es blieb an seinen Ufern nicht verborgen, was in Silindung vorging.

Drei Jahre später ritt Nommensen mit einem Begleiter den gleichen Weg, nachdem ein alter Häuptling sich für ihr Leben verbürgte, der in seinem Küstenort die neue Botschaft hören wollte, die in Silindung Frieden gebracht hatte. Auf dem Marktplatz Balige waren Zehntausende zusammengeströmt; die beiden Weißen glichen einer einsamen Klippe im tosenden Meer, so umbrandeten sie die Drohungen und Verwünschungen; doch es erhob sich keine Hand gegen sie. Mit Schauern nahmen sie wahr, wie auf diesem Markt neben unzähligen Waren auch Menschen zum Verkauf angeboten wurden. Waisenkinder, kaum zwölfjährig, waren darunter, die Verwandten, die in Schulden geraten waren, als Lösegeld dienen sollten. Ohnmächtig

stand Nommensen diesem Treiben gegenüber; immerhin konnte er erste helfende Tat an zahllosen Kranken leisten, indem er Medizin verteilte. Seine Verkündigung von der Auferstehung der Toten löste starken Widerspruch aus. „Du lügst!“, so unterbrachen sie nach jedem Satz seine Rede, deren Inhalt für diese Menschen Ungeheuerliches bedeutete. Verhandlungen mit dem Dorfhäuptling von Balige endeten mit dessen Einwilligung, hier einen Missionar aufnehmen zu wollen. Auf dem Rückweg nach Silindung rief Nommensen, noch einen letzten Blick auf den blauen See werfend, seinem Begleiter zu: „Du Land am See, ich höre überall die Glocken klingen über dir, sehe die Scharen deiner Bewohner deine Schule und Kirchen füllen, schaue Gärten auf deinen jetzt kahlen Höhen, üppige Wälder, geordnete Christendörfer ohne Zahl, batakische Lehrer und Prediger auf deinen Kathedern und Kanzeln! Noch stemmst du dich trotzig gegen den König Jesus; aber wie der Ozean zum Strande drängt unhemmbar und unaufhaltsam, so wird das Wort des Ewigen zu dir drängen unhemmbar und unaufhaltsam. Die Sonne ist aufgegangen über dem Batakland; wer will ihr wehren, daß sie herüberscheint bis zum Strand von Toba!“

Der Bann war gebrochen. Nommensen konnte 1881 zwei Missionare in das Tobaland entsenden. Die Sitten dort waren roh, wie sie bald erfahren sollten. Da geschah es, daß ein Mann mit einem Menschenschädel unter dem Arm ihren Weg kreuzte. Auf die Frage: „Na, Freund, du hast ja einen merkwürdigen Geschmack; was willst du mit dem Schädel da?“ kam die Antwort: „Heimtragen, daß seine Seele meiner dienstbar wird.“ — „Wo hast du ihn her?“ — „Übriggeblieben.“ — „Wobei?“ — „Beim Fressen, wobei sonst?“

— „Habt ihr ihn erschlagen?“ — „Natürlich!“ — „Warum? Erzähle! Wie hieß er denn?“ — „Si Tahop hieß er, der große Kämpfer; wir haben ihn klein gekriegt.“ — „Was hat er denn getan?“ — „Er strebte nach der Herrschaft im Dorf, und war doch ‚hergelaufen‘. Da hat ihm mein Schwager den Krieg erklärt.“ — „Kam’s zum Gefecht?“ — „Wir fingen ihn und seine Frau und seine Mutter.“ — „War das denn so einfach?“ — „Nun, eben nachts, als er schlief. Wir waren viele, und er hatte nur ein Messer.“ — „Konnte er sich denn nicht loskaufen?“ — „Keine Rede, er mußte sterben.“ — „Schrie er denn nicht?“ — „Freilich, aber was half ihm das, er lag ja im Block.“ — „Und dann?“ — „Haben wir ihn gegessen, ganz natürlich.“ — „Wieso natürlich?“ — „Nun einfach; mein Schwager schlug ihm den Kopf ab, viel war ja nicht mehr durchzuschneiden. Er bekam dann das Herz und so viel Fleisch, wie er wollte. Von uns anderen briet sich jeder ein Stückchen, den Rest haben wir mit Pfeffer und Salz gekocht und später gegessen. Die Knochen hängen jetzt zu Haus. Seine bösen Geister haben wir durch Schüsse vertrieben und seinen Kopf vergraben. Den habe nun ich.“ — „Was geschah denn mit seiner Frau?“ — „Die hab’ ich für meinen Schwager auf dem Markt für 120 Gulden verkauft, das hat uns die Kriegskosten gedeckt und noch ein bißchen mehr, weißt du.“ — „Und was wurde aus der Mutter?“ — „Die Mutter, ach, die war alt, so schlecht wie der Sohn, sagte der Zauberpriester, da haben wir ihr auch die Nase abgeschnitten.“ — „Und sie auch gefressen?“ — „Was denn sonst? Das ist doch ganz natürlich.“

Wie ein Wunder mußte es da den Missionaren erscheinen, daß ein Schuldklave, der zum ersten Male

die biblische Botschaft hörte, ihre Predigt mit Worten tiefsten Verständnisses ausdeutete und dabei sagte: „Diese Männer sind zu uns gekommen aus lauter Liebe; sie haben ihr Land, ihre Eltern, ihre Freunde verlassen, um uns aus unserem Elend zu helfen. Darum denke ich, wir wollen gut zu ihnen sein.“ Bald erschien ein Vater mit seinen zehn Söhnen, ließ sich mit allen in der bescheidenen Missionshütte nieder und bat um Unterricht im christlichen Glauben. Mit Schulunterricht konnte begonnen werden; denn Lernbegierige eilten von allen Seiten herbei und brannten vor Eifer. Gerade die Jugend war es hier, die vorandrängte, unermüdlich im Lernen und in beginnender Selbstzucht. Nach einigen Monaten vollzogen die Missionare die ersten Taufen. Zu den immer neuen Taufbewerbern gesellte sich eines Tages ein bis dahin allem missionarischen Wirken widerstrebender Zauberer. Im Kreise der um die Bibel gescharten Zuhörer des Missionars öffnete sich sein Herz für das Evangelium, dem er später nie wieder die Treue gebrochen hat. Oft war diese Zeit der ersten Liebe voller Wunder; sie ließen alles Schwere und Enttäuschende vergessen, das im Kampf um Toba nicht fehlte. Es wurden zugleich Ziele erreicht, für die in anderen Gebieten Jahre notwendig waren. Eines Tages kam die Jugend zu ihrem Tuan (Herrn) und bat um ein Sinnbild ihrer neuen Gemeinschaft und des Glaubens ihrer Jugend. Sie verfertigten ein Banner aus roter Seide, auf das sie die Worte stickten: „Wenn Gott nicht gnädig und seine Güte nicht groß wäre, wohin sollte ich gehen? — Weil aber deine Güte und Gnade groß sind, wandere ich auf den Himmel zu.“

Inzwischen näherte sich Nommensen nach einem

kurzen Aufenthalt in Europa voll neuer Pläne und in fragender Erwartung wieder Sumatra. Auf seinem Schiff befanden sich andere Missionare, Ärzte, Diakonissen oder Missionskaufleute, die nach und nach in Afrika oder am Gestade Indiens den Dampfer verließen, alles Kämpfer in dem einen Glauben an den Sieg des großen Weltererbers. Gemeinsam tauschten sie Erfahrungen aus und stärkten sich untereinander im Blick auf kommende schwere Arbeit. Sie wußten, überall da, wo um Brüder in Not und Dunkel gerungen wird im Dienst des Christus, da bleibt der Kampf nicht aus. Über den ganzen Erdball war das Ringen entbrannt, vom Kap bis Kairo, von Kamerun bis zum Kilimandscharo, vom Atlas bis Alaska, von den Eisfeldern der Eskimos bis zum Lande der Mitte, von Nias bis Nippon, von Indien bis Australien, vom Kongo zur Südsee, vom Sudan bis Sumatra, ein Kampf um die Welt, ein Ringen, dem jede zahlenmäßige Überlegenheit fehlte. Wenige Freiwillige sahen sich ganzen Völkerschaften gegenüber, wobei nicht ein Rechenexempel galt, sondern Gottvertrauen allein zum Ziel führte. Eigene Unfehlbarkeit kannten sie nicht; es geschah dieses Ringen mit Menschen und Mächten im Vertrauen auf den himmlischen Herrn und um der Liebe willen, die durch seinen Geist lebendig wird. Rückschläge und Fehler ließen das vorwärtsdrängende „Dennoch“ nicht erlahmen. Die Stärkung dieser Streiter Gottes untereinander auf dem Weg nach China, Japan, Indien war in diesen Wochen fruchtbringend für jeden einzelnen. Zugleich sahen sie mit klarem Blick den unheilvollen Einfluß, den der Weiße ausübte, der nur um des reinen Erwerbs willen hinauszog und sich nicht scheute, im Handel mit Schnaps und Opium die Zukunft ganzer

Völker zu bedrohen. Hier konnte Nommensen, der ruhige und gütige Vater seiner Eingeborenen, ergrimmen, wenn ihm solche Vertreter Europas begegneten, die mit einer oft hemmungslosen sittlichen Lebensauffassung weite Gebiete innerlich verseuchten und zum Fluch für ungezählte Menschen wurden. Wo immer Europäer die Kultur und Religion der primitiven Völker begeistert priesen und ihre Verwunderung aussprachen, warum die Mission die niederen Rassen nicht ungestört in ihrem paradiesischen Zustand ungetrübten Glücks bleiben lasse, vermochte Nommensen dann nicht ohne Ingrimm von dem „ungetrübten paradiesischen Glück“ der animistischen Bataks zu erzählen, das aus Geisterfurcht, Menschenfresserei und unaufhörlichen Kriegen bestand. Die Verwunderung war jedesmal nicht gering.

Wieder tauchten die Berge Sumatras auf, Nommensen betrat zum zweitenmal die geliebte Insel. Es war ein anderes Kommen, ein anderes Reisen als einst. Häuptlinge kamen ihm bis zur Hafenstadt Sibolga entgegen, am Wege stand die Schuljugend mit ihren Lehrern. Ganze Scharen Männer und Freunde erwarteten ihn am Taleingang und begleiteten ihn in einem Triumphzug auf die Missionsstation. Zu dem ersten Gottesdienst konnte die große Kirche die Scharen nicht alle fassen. Posaunenklang vereinigte sich mit den Menschenstimmen zu dem Jubelruf: Ehre sei Gott in der Höhe! Über all diesen verheißungsvollen Fortschritten flammte der Zorn des Singa Mangaradja in seinem Bergland Timor mehr und mehr auf, der Befehl gab, in Toba keinen Missionar zuzulassen und diejenigen, die sich bereits angesiedelt hatten, zu verjagen. Für alle auf einsamem Vorposten stehenden

Missionsleute begannen schwere Tage. Auf der Station mußte Tag und Nacht gewacht werden, weil die Einwohner, von den Aufständischen beeinflusst, sich zunehmend herausfordernder benahmen. Es fehlte nicht an Leuten, die bereit waren, bei Erscheinen des Priesterkönigs zu ihm überzugehen und beim Vertreiben der Weißen zu helfen. Eines Tages war der Singa Mangaradja mit seinen wilden Kriegsscharen da; Missionsstationen gingen in Flammen auf, sein Kriegsschwert schwingend, rief er in die Flammen: „Wo ist der Tuan, damit ich ihn meinen Kriegern zum Aufessen gebe?“ Balige mit seiner kleinen Christenschar geriet in eine gefährvolle Lage. Zu Tausenden lagerten die Aufständischen unweit des Missionshauses, Tag und Nacht tönte schauerliches Kriegsgeheul herüber. Die Missionare entschlossen sich zu bleiben und stellten nur ihre Frauen unter den Schutz einer kleinen holländischen Militärabteilung. Wunderbar stärkend war es, als man an einem dieser Tage als dem Lozungstext beigegebenen Liedvers las: „Selbst das Erliegen nach dem Schein muß oft für Stadt und Land der Anfang seiner Rettung sein durch seine Wunderhand.“ Eine Zeitlang wartete der holländische Befehlshaber die Entwicklung ab, um dann mit seiner kleinen Streitmacht die starkbewaffnete, vieltausendköpfige Menge anzugreifen. Schon bei den ersten Schüssen wurde der Singa Mangaradja verwundet, nach batakschen Begriffen ein übles Vorzeichen; denn es deutete auf die Ungunst der Götter. In wilder Flucht stoben die an Zahl so übermächtigen Feinde auseinander, Europäer und Christen waren gerettet. Damit wurde der Herrschaft des Priesterkönigs im Tobaland ein empfindlicher Schlag versetzt. Das Heidentum verlor

in den Herzen vieler Heiden an Macht und Ansehen, nachdem trotz aller prahlerischen Versprechungen und Drohungen des Oberpriesters seine Ohnmacht so offenkundig geworden war.

Die Antwort auf Gottes gnädige Durchhilfe gaben die bestehenden batakischen Christengemeinden damit, daß sie Älteste, Lehrer und Prediger zu einer großen Konferenz an das Ufer des so lange verbotenen Sees abordneten. Braune Christen, Abgesandte der Steppe, aus der südlichen Hochebene und Tälern des Landes füllten den Marktplatz von Balige und brachten zum Ausdruck, daß es ihnen Ernst war mit ihrem Willen, eine missionierende Kirche zu sein und in dem Kampf um den blauen See nicht nachzulassen. Nun hielt es auch Nommensen nicht länger in Silindung, es drängte ihn wie immer an den Brennpunkt der Missionsarbeit. Mit einigen braunen Helfern und Lehrern wählte er Laguboti am See als Wohnsitz. Sonntäglich zogen sie in die Dörfer, um zu predigen, zu unterweisen, Kranke zu besuchen und vorzulesen. Wenn die Batakevangelisten nach Tagen oder Wochen in die Muttergemeinde zurückkehrten, machten sie es wie einst Paulus in Antiochien und berichteten der andächtig lauschenden Gemeinde von allem, was sie gesehen und erfahren hatten. Anschaulich vermag die Schilderung des Altjahrsabends aus jener Zeit zu verdeutlichen, wie ernst die Ältesten und Lehrer ihre Aufgabe nahmen. Nach Schriftlesung, Gesang und Gebet berichtete einer der Teilnehmer, nachdem der Missionar aufgefordert hatte, in aller Offenheit von den sie bewegenden Gedanken, Sorgen und Nöten zu sprechen: „Es ist mein Wunsch und Gebet, daß ich keine alten, unvergebenen Sünden mit ins neue Jahr nehme. Ich weiß, ich habe viel ge-

sündigt. Wenn der Apostel Paulus sagt: ‚Ich bin der größte Sünder‘, so muß ich das auch von mir sagen. Aber ich weiß auch, daß Gott mir um Jesu willen vergibt. Möge der Herr auch die Gnade schenken, daß mein Wandel Zeugnis ablege von meinem Glauben an Jesus, damit auch ich Kraft habe, meine Genossen zu Jesus zu führen!“ Ein anderer Ältester klagte: „Ich bin sehr traurig. Wir sind in unserem Dorf die ersten gewesen, die lernten und getauft wurden, und nun sieht es aus, als ob wir am verhärtetsten wären. Wenn ich jemand ermahne, so hört man nicht auf mich. Das macht mich sehr traurig.“ Darauf antwortete der Missionar: „Wenn ihr Ältesten seht, daß mein Wandel irgendwo nicht mit Gottes Wort übereinstimmt, dann tut mir die Liebe und sagt es mir, damit ich nicht etwas predige, was ich euch nicht vorlebe! Ihr müßt nun denselben Sinn haben. Wenn ihr predigt und handelt nicht danach, dann sind eure Worte nichts nütze. Also fordert nichts von den Leuten, was ihr nicht selbst leistet! Außerdem wähle sich jeder ein oder zwei Freunde, mit denen er zusammen treu für die ihm anvertrauten Seelen betet, dann wird es besser gehen.“

Nommensen, dem die Eingeborenen den Ehrentitel „Ompu“ (Großvater) gegeben hatten, richtete seine Blicke weiter vorwärts. Er suchte nach Wegen, wie die Frohe Botschaft in die Landschaft Si Gumpar gelangen konnte. Bei einem ersten Besuch in diesem Gebiet legten ihm die gerade streitenden Häuptlinge ihren Rechtshandel um einen großen, gut gelegenen Acker vor. Die Antwort des Ompu lautete: „Wenn zwei große Hunde um einen Knochen raufen und sich schließlich beißen, kommt am Ende ein kleiner Hund und holt sich ihn weg. Ich schlage euch vor, ihr laßt mir den

Acker, dann ist euch beiden geholfen.“ Dieser Richterspruch befriedigte beide Teile, und Nommensen hatte wieder einen Bauplatz gewonnen. Die Herzen der Heiden in Toba gewann er auf seltsame Weise. Eines Tages rief man ihn zu Hilfe, weil eine feindliche Partei ein junges Mädchen geraubt und an den Schlachtpfahl gebunden hatte, um es bei einem kommenden Fest zu töten. Das arme Mädchen hatte bereits zwei Tage und eine Nacht gefesselt, Hitze, Wind und Regen preisgegeben, im Freien gestanden. In Begleitung einiger Häuptlinge ritt der Missionar, ohne die Pferde zu schonen, einen Tag und eine Nacht, bis er den Ort der Untat erreichte. Auf diesem Heidenboden hatte kein Regierungsbeamter etwas zu sagen; so konnte nur ein Lösegeld helfen, um endlosen Krieg zwischen den Dörfern zu vermeiden. Auf diese Weise gelang es ihm, den Frieden zu erhalten und unbelästigt nach Hause zu kommen. Wie weitreichend sein Eingreifen war, erwies sich in dem Augenblick, als die Häuptlinge dieser Gegend kamen, um Freundschaft mit Nommensen zu schließen und um das Kommen von Missionaren zu bitten. So hatten sich die Zeiten geändert. Man verlangte jetzt nach Missionaren und Lehrern. Eine weise vorausschauende Vorbereitungsarbeit Nommensens hatte den Boden aufgelockert, unermüdliche Evangelisationsarbeit eingeborener Christen wirkte in der Stille und schuf eine innere Aufgeschlossenheit für das Evangelium. Die ärztliche Tätigkeit verschaffte hier, wie auch sonst in Sumatra, dem Missionar offene Türen, indem Gott seinen Boten manche Krankheitsheilung gelingen ließ. In den neugewonnenen Gebieten verpflichteten sich die Häuptlinge, folgende Gesetze einzuhalten: keine Kriege mehr zu führen; Streitsachen, die sie nicht

in Frieden beilegen konnten, vor den Beamten in Laguboti zu bringen; das Spielen um Geld zu lassen und streng zu verbieten; jederzeit dem Beamten zu gehorchen; alle Gouvernementsuntertanen, die auf ihr Gebiet kamen, zu schützen; den heidnischen, alle vier Tage stattfindenden Markt abzuschaffen und dafür einen siebentägigen Markt einzuführen. Kleine Gemeinden und aufblühende Schulen entstanden, der Einfluß der Missionstätigkeit verbreiterte sich ohne augenfälligen Widerstand, und die Toba-Bataks räumten der neuen Religion eine Vertrauensstellung ein. Wenn auch die meisten noch nicht daran dachten, Christen zu werden, so leisteten sie doch keinen offenen Widerstand mehr. Viele erklärten: „Wir werden kommen, aber jetzt noch nicht.“ Oder: „Die christliche Religion ist gut; aber ich habe vorher noch etwas zu erledigen.“ Oder: „Es gibt Erste und es gibt Letzte.“ Was ein heidnischer Zauberer erklärte, war die Meinung derer, die am Fortbestand des Heidentums irgendwie interessiert waren: „Ich weiß wohl, daß über kurz oder lang alle eurer Lehre folgen werden. Darum will ich jetzt um so mehr dein Gegner sein und versuchen, soviel wie möglich noch zu erwerben, damit ich später, wenn ich keinen Verdienst mehr habe, leben kann.“

Von dem sozialen Elend der Tobabevölkerung schrieb Nommensen damals in einem Brief: „Nachdem ich etwa ein Jahr in Si Gumpar gearbeitet habe, habe ich einen Einblick in die große Not der Armen und die Ungerechtigkeit der Reichen getan. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist total verschuldet an die wenigen Reichen. Das letzte Jahr hat die Armen noch tiefer in Schulden gebracht, weil die Ernte schlecht ausgefallen ist. Der Grund der Armut mag in ihren ersten Anfän-

gen wohl eigene Schuld sein, aber der abnorme Zinsfuß hat wohl das meiste getan, um das Volk in Abhängigkeit zu bringen. Wenn die Leute nichts mehr zu essen haben, so gehen sie nicht etwa leihen; denn verliehen nach unseren Begriffen wird nichts, sondern sie nehmen 5—20 Scheffel Reis von einem Reichen auf Zins. Gewöhnlich geschieht das sechs Monate vor der Ernte. Diese 5—20 Scheffel müssen sie bei der Ernte doppelt zurückzahlen, und wenn sie das nicht können, wird ihre Schuld jährlich verdoppelt. 20 Scheffel werden so im Laufe von 6—7 Monaten zu 40 Scheffeln Schuld, und dann wird jährlich verdoppelt. Kann jemand nicht zahlen, so wandern seine Kinder in die Häuser der Reichen und sind deren Sklaven. Beim Entleihen von Geld geht es gerade so. Diese sozialen Verhältnisse sind Abgründe, die augenblicklich nicht auszufüllen sind. Ich denke aber, daß das Evangelium auch in diesem Punkte Wandel schaffen können.“

Als ein schweres Hindernis für die Ausbreitung des Wortes Gottes in Toba erwiesen sich die Leichenbestattungsfeierlichkeiten der großen Häuptlinge. Die bataksche Sitte schrieb vor, daß ein Verstorbener aus angesehener Familie zunächst vorläufig begraben wurde. Nach Ablauf des Verwesungsprozesses wurden die Knochen ausgegraben, gesalbt, ihnen geopfert, um sie dann in dem zur Ahnenverehrung bestimmten Grabe feierlich beizusetzen. Alle Heiden, die ein derartiges Bestattungsfest vor sich hatten, lehnten es ab, Christen zu werden. An dem Festtage kamen von allen Seiten Dorfbewohner, begüterte Verwandte mit reichen Geschenken für die Hinterbliebenen herbei, Tänze und Musik ließen die Festgäste in hellen Freudentaumel geraten. Derartige Geschehnisse brachten Christen und

Taufbewerber in schwere Versuchungen, weil die alte Sitte verlangte, daß alle Verwandten an den Geschenken zu Ehren des Toten sich zu beteiligen hatten. Verlockend war das Festtreiben, dem zuzusehen mancher nicht widerstehen konnte, was dann oft auch zu einer Beteiligung führte. Immer wieder wurde den Missionsboten von Heiden erklärt, wenn sie sie zum Taufunterricht aufgefordert hatten, daß erst noch ein Totenfest zu veranstalten sei, ehe sie an der Christenlehre teilnehmen könnten. In aller Offenheit erklärten die Leute einmal dem Missionar, die alte Mutter des Häuptlings sei daran schuld, daß die Missionsarbeit nicht recht vorangehe. Erst nach ihrem Tod mit dem anschließenden feierlichen Begräbnis nahm die Zahl der Taufbewerber tatsächlich zu.

Ein Häuptling vollzog seinen Übertritt zum Christentum auf ganz seltsame Weise. Bevor er diesen Schritt öffentlich bekundete, veranstaltete er noch einmal ein großes Ahnenfest; viele Büffel wurden geschlachtet, Musik und Tanz aufgeboten. Als das Fest auf dem Höhepunkt war, trat er vor die Menge, breitete seine Hände aus, wie man es bei heidnischen Gebeten tat, und rief: „So, nun habe ich euch noch einmal ein Fest veranstaltet. Das ist aber das letzte; denn nun will ich ein Christ werden. Möge es uns beiderseits gutgehen!“ Von dieser Stunde an brach er mit dem Heidentum und lebte fortan als Christ.

Streit, Spiel und Verschuldung machten Ompu Nominen in Toba viel zu schaffen. Tagelang konnten diese Menschen bei Hahnenkämpfen und Würfeln sitzen und dabei Haus, Hof, Weib und Kind versetzen. Unter Umständen endete das Spiel mit dem Einsatz der eigenen Person, der eigenen Schuldhafte. Einmal

mußte Nommensen eine Mutter mit Tochter lösen, die bereits ein Jahr im gliederzerreibenden Block schmachteten, weil der Vater zwei Mark nicht bezahlen konnte. Grenzenlos war die Hörigkeit des Volkes gegenüber den Dorfhäuptlingen. Von den Vätern her waren die Bataks leidenschaftliche Glücksspieler; erregt saß man im Kreise um abgerichtete Kampfahne herum, auf die Wetten gesetzt wurden; Würfel oder Kupfermünzen rollten, später fanden auch Spielkarten Eingang im Land. Unendlich viele Streitigkeiten und Kriege verursachte ihr Spiel. Den unheilvollen Einfluß des Spieles deutlich zu machen, war immer wieder ein Anliegen der Missionsboten. Verständige Bataks gaben das auch zu; aber sie vermochten weithin dem Spielteufel nicht zu widerstehen. Strenge Gesetze der holländischen Behörden dämmten das Spielen allmählich ein. Der Tobasee war ein Schauplatz roher Raubzüge und schreiender Ungerechtigkeiten; alle an seinen Ufern lebenden Stämme lebten von Raub und Krieg. Harmlose Fischer wurden auf dem See gefangen und irgendwohin verkauft. Es galt das Gesetz, daß alles, was auf dem See war, als Fisch anzusehen ist, den man nach dem Recht des Stärkeren fangen darf.

Von der altbatakschen Grausamkeit in Toba vermittelt folgende Geschichte einen Eindruck, die batakschen Evangelisten so berichtet wurde: „Ein Häuptling war mit einem anderen Fürsten verfeindet und ihm im Kriege unterlegen. Nun haßte er seinen Widersacher mit der ganzen Kraft seiner Seele. ‚Mein Herz ist wie das Mal meiner Wunden, das sich nicht auswischen läßt. Es kann nicht ruhen, bis ich mich gerächt habe.‘ Da er sich nicht stark genug fühlte, die ersehnte Rache im Kampf zu suchen, ersann er eine teuflische List. Er

bat seinen Todfeind, ihm seine Tochter zur Frau zu geben, und wußte jahrelang seinen Haß gegen den Schwiegervater zu verbergen. Jahre später, als seine Frau ihm bereits das dritte Kind geboren hatte und sein Schwiegervater glauben mußte, daß der alte Streit längst begraben sei, glaubte er die Zeit gekommen, seinen Racheplan auszuführen. Er ließ eine freundliche Einladung an seinen Gegner ergehen mit der Botschaft, der Zauberer habe ihm geraten, dem Schwiegervater eine Mahlzeit zu bereiten, damit die Geister ihn und seine Familie mit Gesundheit segnen möchten. Ahnungslos kam der Geladene mit sechs Genossen an. Das Gastmahl verlief in der gewöhnlichen Weise, indem man ein Schwein schlachtete und sich gegenseitig Segenswünsche aussprach. In der Nacht führte dann der Häuptling seine Gäste zum Gästehaus, wo sie sich schlafen legten. Kaum waren sie eingeschlafen, da ließ der Häuptling einen Bambuszaun um das Haus machen, damit keiner entfliehen konnte. Dann ließ er mit einigen seiner Leute einen langen schweren Balken, der über den Schlafenden festgebunden war, auf diese herab, so daß sie sich nicht rühren konnten, und dann wurden vier von ihnen, der Todfeind voran, auf die scheußlichste Weise abgeschlachtet. Man schnitt ihnen Stücke Fleisch bei lebendigem Leibe heraus, röstete und verzehrte sie vor ihren Augen. Die Roheit des Häuptlings ging so weit, daß er seine Frau, die über das schreckliche Los ihres Vaters laut heulte und wehklagte, zwang, ein Stück Fleisch von ihrem Vater herunterzuwürgen.“

Inmitten solcher „Finsternis über dem Erdreich und Dunkelheit über den Völkern“ (Jes. 60, 1—6) durfte Nommensen aber dann auch geradezu unwahrschein-

liche Zeugnisse gottgewirkten Einflusses selbst an verhärtetsten Menschenherzen erleben. Da steuerten eines Tages zwei Ruderboote auf Laguboti zu. Von Bewaffneten und Häuptlingen des Seeräuberhorstes Samosier umringt, die unaufhörlich die Häfen des Sees unsicher machten, saßen zwei weiße Männer als Gefangene im Boot. Forschungsdrang hatte sie auf unbetretenen Wegen auf die Insel gelangen lassen. Tief im Inneren gefangen und den sicheren Tod vor Augen, hatten sie zum Beweis, daß sie keine holländischen Spione seien, sich auf ihren Bekannten „Herrn Nommensen“ berufen, dessen Namen sie im Lande hier und dort hatten nennen hören. Ihr Leben hing von dem ihnen unbekanntem Mann namens Nommensen ab. Ohne weiteres waren die Häuptlinge bereit, den Worten der beiden Weißen zu vertrauen. Nicht mit Unrecht folgerten sie, daß Landsleute des Ompu Nommensen auch seinen Glauben haben müßten, und begannen, die Forscher in einem Kreuzverhör nach allem zu fragen, was auf den ersten Seiten der Bibel steht. Es wurden den beiden Weißen einige Seiten der batakischen Übersetzung des Matthäus-Evangeliums vorgelegt. Dieses nicht ganz ungewöhnliche Examen bestanden die Forscher. Nun kamen die Häuptlinge mit ihnen, um von Nommensen die Bestätigung zu erhalten, daß die fremden Männer auch wahr geredet hatten. Auf der Missionsstation angekommen, mußten sie erfahren, daß Tuan Nommensen gerade auf Reisen war. Ein Missionar der benachbarten Station Balige bestätigte die Herren als Deutsche. Daraufhin ließen die Seeräuber beide Männer frei, händigten ihnen ihr gesamtes Eigentum aus, ohne daß ein einziges Stück fehlte. Um des Ompu Nommensen willen zeigten sich auch heidnische Seeräuber ehrlich.

Das Werden der Batakirche

Der Name Nommensen wurde dem braunen Volk zum Symbol, es begann mehr und mehr zu spüren, daß der Ompu es liebte. Darum kamen sie immer wieder von nah und fern, um zunächst einmal in ihren unzähligen körperlichen Gebrechen Rat und Hilfe bei ihm zu holen. Wo sollte er die Zeit her nehmen, um die unermessliche Zahl von Kranken ärztlich zu versorgen? Er hatte die Verantwortung für die ganze Landschaft; Predigtendienst, Förderung der Gemeindeältesten, Beeinflussung der Schulen mußten den Vorrang haben. Viele Wünsche und Anliegen der Missionsgeschwister drangen zu ihm; Sorgen machte auch die Ausbildung der Lehrer und Eingeborenenprediger; Kirchenordnungen und Gesetze für den gemeindlichen Zusammenschluß mußten beraten werden. Es war segensreich für die Ausbreitung des Wortes Gottes in Sumatra, daß Nommensen gesunde Arbeitsmethoden befolgt hat. Man war hier nicht wie auf anderen Missionsfeldern genötigt, durch Freikaufen von Sklaven, Anlage von Christenreservaten oder durch Kulturarbeiten Proselyten zu werben und die wenigen gewonnenen Christen von ihren Volksgenossen abzusondern. Von Anfang an gab Gott den gesunden Gedanken, die gewonnenen Christen zur Mitarbeit in der Gemeinde und Schule, zur Evangelisationsarbeit an heidnischen Volksgenossen, zur Aufbringung der Gemeindebedürfnisse anzuhalten. Die wachsende Arbeit gab Anlaß, diesen Weg unbeirrt weiterzugehen, zumal Gott es schenkte, daß es an Eingeborenen nicht fehlte, die zur Mitarbeit geschickt und willig waren. Es war ein glücklicher Griff, als Nommensen die besten Glieder der Gemeinde zu sogenann-

ten Ältesten machte und dadurch die in den Gemeinden schlummernden Kräfte verwertete. Mit Mängeln mußte er natürlich rechnen und entsprechend Geduld haben. Bald wuchsen sie aber in ihre Pflichten hinein, und der Segen ihrer Arbeit offenbarte sich sichtbar. Ein Teil der Verantwortung konnte auf ihre Schultern gelegt werden; mit weiser Voraussicht vermied es Nommensen, die Verantwortung zu groß werden zu lassen. Das Arbeitsgebiet war begrenzt. Einige Familien oder eine Dorfgemeinschaft vertraute man der Obhut eines Ältesten an. In einem Ältestenkollegium fand der einzelne Förderung und Stütze. So bildete die Schar der Ältesten den Kern der christlichen Gemeinschaft und zugleich die Körperschaft, in der Fragen des Gemeindelebens oft unter Hinzuziehung der Häuptlinge besprochen und gelöst werden konnten. Die ausgiebige Heranziehung von Laien, die in Seelsorge, Unterricht, Evangelisation und Verwaltung frühzeitig mitwirkten, war von unberechenbarem Segen für die Ausbreitung und den inneren Aufbau der jungen Kirche. Den Missionaren wurden die Hände zu großzügiger Arbeit frei und die Gemeinden davor bewahrt, wohlbehütete Kinderstuben zu werden. Von Anfang an war die Batak-kirche keine Pastorenkirche, in der die Missionare alle Last der Verantwortung trugen, sondern ein Leib mit vielen tätigen Gliedern. Der praktische Sinn und der klare Blick Nommensens half dazu, daß unter den Ältesten eine Fülle von Gaben und Kräften geweckt wurde, so daß einzelne von ihnen, als weitere Missionare nicht zur Verfügung standen, für den Dienst als Lehrer und Prediger vorbereitet werden konnten. Ihre kraftvolle Hilfe machte es möglich, jede neugegründete Missionsstation zu einem Zentrum christlichen Lebens und

christlicher Unterweisung zu machen, von dem Ströme des Lebens in die weite Landschaft ausgehen konnten.

Mit dem Anwachsen der Gemeinden stellte sich das Bedürfnis nach einer Kirchenordnung ein. Bestimmte Formen erwiesen sich für eine mitten in der Heidenwelt entstehende christliche Gemeinschaft als notwendig. Die jungen Christen brauchten Anweisungen, Gebote und Verbote, um den rechten Weg zu finden. Nommensen erkannte beizeiten, wie wichtig es ist, daß die jungen Christen in eine feste christliche Sitte und Gewöhnung hineingestellt werden, die für jede Pflege christlichen Lebens unentbehrlich ist. Ein Zusammenschluß der Gemeinden, die sich über das ganze Land hin als Bekenner *eines* Glaubens und Diener *eines* Herrn erstreckten, ergab sich ohne Zutun der Missionare, die eine derartige Entwicklung kaum vorausgesehen hatten. In der Bildung des Kirchenverbandes wählte Nommensen im Einvernehmen mit der Rheinischen Missionsgesellschaft zum erstenmal in der Missionsgeschichte für die Heidenchristenheit die Form kirchlichen Lebens. Alle verantwortlichen Missionskreise sahen klar, daß der Aufbau einer heidenchristlichen Kirche der Eigenart des missionierten Volkes entsprechen mußte, wenn er das christliche Leben fördern und nicht hemmen sollte. Deshalb wurde sorgfältig geprüft, welche Wege Gott hier wies, und nicht in der Weise verfahren, kirchliche Formen Europas einfach auf die batakschen Gemeinden zu übertragen. Der Gang der Entwicklung in den Bataklanden hatte von der Einzelbekehrung zur Volkschristianisierung geführt. Natürlich gestaltete sich die Missionstätigkeit in ihren Anfängen grundsätzlich so, daß Wortverkündigung und Seelsorge auf die Gewinnung einzelner

Menschenseelen abzielten. Dazu schenkte Gott seinen Segen; in vielen Fällen überwand sein richtendes und tröstendes Wort Herzen, die in rachedurstiger und tobender Feindschaft gegen das Evangelium gewütet hatten, und deren Überwindung mehr als einmal ein Wunder genannt zu werden verdiente. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß aus den einzelnen, die in heidnischer Umgebung sich als Bekenner des neuen Glaubens behaupteten, kleine Gruppen entstanden. Diese Gemeinden wuchsen, immer mehr „Lernende“ kamen hinzu, die die Taufe beehrten und ehrlich gewillt waren, mit dem Heidentum zu brechen. Ihr Verhalten überwand allmählich auch den abseits stehenden Teil der Bevölkerung. Das Christentum siegte über das Heidentum, oft auch bei denen, die noch nicht reif waren, die Gaben des Evangeliums innerlich zu erfassen, ohne daß ihnen der Weg erleichtert oder eine Ermunterung vorausgegangen war. Besorgt verfolgten die Missionare diesen Umschwung; denn es war ihnen klar, daß hier unter Umständen schwerere Gefahren für ihre Gemeinden drohten, als sie der Kampf mit einem widerstrebenden Heidentum gebracht hatte. Dennoch konnte der Lauf der Ereignisse nicht gehemmt und den Heiden, die Zugang zum Taufunterricht beehrten und gründliche Unterweisung im christlichen Glauben erhielten, eine Aufnahme in die Gemeinde nicht verwehrt werden. Die Erfahrungen der Batakmission bestätigten, daß es Hauptaufgabe des Missionars bleibt, einzelne Seelen zu einer Begegnung mit dem Herrn Christus zu führen. Zugleich vermochten aber kleinere Kreise gewonnener Christen für ihn Handlanger für ein Hineintragen der Botschaft in das Volksganze zu werden. Die Geschichte der Batakmission ist ein Beweis

dafür, wie Gott auch oft gegen alle menschlichen Pläne und Grundsätze handelt, wenn er zu seinem Ziel kommen will.

Hauptträger der Kirchenordnung waren Älteste, Lehrer, Prediger, Häuptlinge. Diesem Helferstab, an dessen Spitze jeweils ein Missionar stand, wurde die Leitung der Gemeinden anvertraut, die Landschaften kamen zu Konferenzen (Synoden) zusammen. Die oberste Spitze bildete das Amt des „Ephorus“, ein Titel, der noch heute verwandt wird, und dessen erster Träger Nommensen war. Niemals verbanden sich mit diesem Amt „episkopale“ oder „konsistoriale“ Neigungen. Es ging bei aller Organisation um ein einziges Ziel: daß Gottes Wort so rasch und so nachdrücklich wie möglich weitergetragen werden könnte. Die Hauptaufgabe bestand darin, den inneren Ausbau der Gemeinden zu fördern. Gottesdienst, christliche Feste, Bibelstunden, Konfirmandenunterricht bildeten das Kernstück christlichen Gemeindeaufbaues. Die Sonntagsgottesdienste wurden abwechselnd vom Missionar und von seinen Helfern gehalten. Die Panditaatak erwießen sich als gewandte Prediger und vermochten mit Geschick und Wärme Gottes Wort auszulegen. Sonntagruhe herrschte allgemein. Der Besuch der Gottesdienste wechselte dem batakischen Volkscharakter entsprechend zwischen begeistertem Einsatz aller Kräfte und Zeiten großer Ermüdung. Liebevoller Zucht konnte nicht entbehrt werden, ohne unermüdliches Ermahnen schwankte das kirchliche Leben auf und ab. Große Bedeutung maß man dem Taufunterricht bei, der lange und sorgfältig erteilt wurde. Die Taufbewerber fanden mit Handschlag vor der Gemeinde Aufnahme in die Schar der Lernenden und versprachen damit, von

allem heidnischen Wesen zu lassen, regelmäßig die Gottesdienste und den Unterricht zu besuchen. Den Abschluß des Taufunterrichts bildete eine Prüfung der Katechumenen, der die feierliche Taufe folgte. Als Namen erbaten sie biblische, oft auch bataksche Namen, wie Treu, Fest, Rein, Hoffnung, Glaube. Die Feiern des heiligen Abendmahls gestalteten sich zu besonders würdigen Höhepunkten. Litten die gewöhnlichen Gottesdienste sehr darunter, daß die Mütter ihre Kinder mitbrachten und infolgedessen Ruhe und Andacht sehr zu wünschen übrigließen, war bei den Abendmahlsfeiern, wo keine Kinder mitgebracht wurden, der Charakter der Stunde weihevoll. Seelsorgerliche Besprechung mit dem einzelnen oder den Familien ging voraus. Mit allem Ernst sah man darauf, daß vor dem Abendmahl alle Streitigkeiten und Feindschaften ausgeglichen waren. Die Christen nahmen es mit dieser Bestimmung sehr genau; gelang es nicht, eine Verstimmung zu beseitigen, wurde auf die Teilnahme am Abendmahl lieber verzichtet. Von Anfang an legten die Christen eigene Friedhöfe an. Anfänglich war es keine leichte Aufgabe, die Christen zu bewegen, die übliche Totenklage aufzugeben. Die Heidensitte forderte im Augenblick des Ablebens eines Familiengliedes jammervolles Geheul, tagelangen traurigen Trommelklang. Es kostete manche Mühe, den Christen solche Totenehrung als unvereinbar mit ihrem Christenstand deutlich zu machen, besonders dann, wenn heidnische Verwandte diese Sitte gewahrt wissen wollten. Oft halfen sich die Missionare damit, daß sie Schulkinder mit einem Lehrer in das Trauerhaus schickten und dort halbe Nächte lang singen ließen. Später konnte man Posaunenchöre, die von Ravensberger Gemeinden ge-

stiftet waren, am Trauerhause und am Grabe spielen lassen, die den heidnischen Lärm zum Verstummen brachten. Christliche Familien bezeugten bei Todesfällen im Gegensatz zu der sonst geübten Totenklage das Evangelium als eine Gotteskraft und eine lebendige Hoffnung.

Bei allem menschlichen Bemühen und mit Hilfe der Kirchenordnung brachte der Same des Gotteswortes viel Frucht. Das Glaubensleben der braunen Christen wies eine erfreuliche Innigkeit auf; es gehörte zu den Vorzügen der Heidenchristen in Sumatra, daß sie den lebendigen Gott, den Allmächtigen, den fürsorgenden Vater in fröhlichem Glauben erfaßten und in ein persönliches Verhältnis zu ihm traten, das sich in kindlichem Gebetsleben äußerte. Regelmäßige Gebetsversammlungen der Ältesten und der reifen Christen fanden statt, Gebetswochen mit erfreulichem Besuch seitens der Gemeindeglieder konnten abgehalten werden. Es war keine Seltenheit, daß hundert bis hundertfünfzig Gläubige jeden Morgen in der Kirche zusammenkamen. Sie hörten die Botschaft von der Sündenvergebung in Christus, der sich für sie hingegeben hat, und freuten sich darüber. Solches Erleben Gottes und des Heilandes machte es ihnen möglich, mit dem Heidentum ganz zu brechen und selbst die Bande der Volkszusammengehörigkeit für nichts zu achten. Die batakschen Christen lernten es, an die Auferstehung der Toten und ein ewiges Leben zu glauben, und gaben damit einen besonders eindrucksvollen Beweis von ihrem Verhältnis zu Gott. Dieser Glaubensartikel fiel ihnen nicht ganz leicht, stand er doch in schärfstem Widerspruch zu ihrem animistischen Denken, das dem Gedanken der christlichen Hoffnung ganz und gar ent-

gegenstand. Wenn Heiden und Taufbewerber die Botschaft vom ewigen Leben erst als unannehmbar bezeichneten, später aber, von dem Zeugnis des Missionars erschüttert, den fröhlichen Glauben an ein ewiges Leben in Gemeinschaft mit Gott gewannen, so war das ein Zeugnis für die Echtheit ihrer Umwandlung. Diese Echtheit offenbarte sich zuletzt durch seliges Sterben und Getröstetsein beim Tode ihrer Angehörigen.

In vielen Fällen zeigten sich die Christen auch im Leiden stark. Da hatte einer Sohn und Tochter verloren und mußte ein Jahr später auch seinen letzten Sohn hingeben, während Tochter und Schwiegertochter schwer erkrankt waren. Alle heidnischen Verwandten rieten ihm, Gott den Abschied zu geben; aber er wies sie alle ab, machte am Grabe des Sohnes aus seiner Christenhoffnung kein Hehl und forderte die anwesenden Trauergäste auf, mit ihm den Weg der Nachfolge Jesu zu gehen. Jedem Batak fiel es schwer, einem Feinde die Hand zur Vergebung zu reichen. Die weitreichende Macht des Christentums zeigte sich als Herzenssache bei vielen darin, daß sie vergeben lernten. Da sollte eine Witwe zusammen mit einem Häuptling getauft werden, der früher — nicht vorsätzlich — ihren Mann getötet hatte, und der nun bat, daß die Frau ihm vor der Taufe die Hand geben möchte zum Zeichen, daß alles vergeben ist. Die Frau entgegnete: „Ich habe in meinem Herzen alles vergeben; aber meine Hand in die Hand legen, die meinen Mann getötet hat, das wird mir zu schwer.“ Nach langem inneren Kampf überwand sie sich, am ganzen Körper zitternd legte sie ihre Hand in die des ehemaligen Feindes zum Zeichen der völligen Vergebung. Allerlei Fehler und Mängel haften den jungen Christen trotz allem an. Eine Chri-

stenfrau bekannte: „Ich bin so traurig, weil der alte Mensch und der weltliche Sinn immer noch den Sieg davontragen. Der Geist Gottes hat mich schon oft ermahnt, einem Armen etwas zu bringen oder dies und jenes Gute zu tun. Dann will ich es wohl tun, aber schließlich tue ich es doch nicht. So wird der neue Mensch in mir durch die Liebe zum Geld und zur Welt immer wieder besiegt.“ Aus Väterzeiten brachten die Bataks ein belastendes Erbe mit: Hang zur Lüge, die unter den Heiden als Kunst galt, Unredlichkeit, Mangel an Barmherzigkeit. Von Natur war der Batak grausam, selbstsüchtig, hinterlistig, rücksichtslos, schlau, geschmeidig. Diese Fehler des Charakters wurden durch die Bekehrung nicht in einem Tage abgelegt, auch nicht in einer Generation; das erforderte einen steten Kampf. Wenn die Lüge als Unrecht empfunden wurde, war es ein Erfolg. Die Gewöhnung saß tief, und die Versuchung war groß. Ein Taufbewerber sagte ganz ernsthaft: „Wenn ich nicht mehr lügen darf, dann ziehe ich auf dem Markt den kürzeren. Es dürften dann wenigstens alle anderen auch nicht mehr lügen und betrügen.“ Doch das Evangelium verlieh das Rüstzeug, den Kampf gegen solche Übel und Fehler aufzunehmen. Bei diesem Stande der Entwicklung und Reife konnten die Gemeinden das Gesetz als Erziehungsmittel nicht entbehren; die Predigt machte zum Gegenstand ihrer Verkündigung immer wieder die christlichen Tugenden, wobei Christus als die Quelle der Kraft für ein geordnetes Christenleben den Mittelpunkt bildete.

Sehr früh erkannte Nommensen, wie wichtig für den inneren Aufbau der Gemeinde ein den Christen förderlicher Lesestoff ist. Die Bataks besaßen von altersher eine eigene Schrift, die aber lediglich zur Auf-

zeichnung von Zaubersprüchen, Opferzeremonien sowie Wahrsagergeheimnissen diente. Sie konnte nur von den Zauberern, ihren Schülern und einigen Gebildeten gelesen werden. Für die erste Zeit war man also allein auf das verkündigte Wort angewiesen. Nach dem Entstehen der ersten Gemeinden ergab sich das Bedürfnis nach Bibel, Katechismus und Gesangbuch. Die Schulen verlangten nach Lehrbüchern. Neben aller anderen reichlich vorhandenen Arbeit mußten Übersetzungen und Schriften in der Landessprache geschaffen werden. Nommensen übersetzte zunächst die alttestamentlichen Geschichten und ließ sie in batakischer Sprache drucken. Er sorgte für eine Übersetzung des Katechismus, wobei er sich, der Eigenart des Volkes entsprechend, einige Änderungen erlaubte. Er ging bei den Zehn Geboten von der reformierten Fassung aus mit besonderer Hervorhebung des Verbotes, sich Bilder und Gleichnisse zu machen. Bei den Erklärungen der Gebote berücksichtigte er die Besonderheiten der batakischen Verhältnisse. Das kleine und große Volk bekundete schon früh seine Sangesfreudigkeit; daher entstand bald rege Nachfrage nach christlichen Liedern. Nommensen und einige Mitarbeiter stellten zunächst Liedblätter zusammen, die später zu einem Gesangbuch vereinigt werden konnten. Nach einigen Jahren erschien die Übersetzung des Neuen Testaments von Nommensen für das Tobaland in lateinischer und batakischer Schrift, die sich allgemein einbürgerte und Übersetzungen in andere Landesdialekte schließlich unnötig machte. Die Herstellung übernahm die Britische Bibelgesellschaft, so daß der Preis sich äußerst niedrig gestaltete. Ein batakischer Christ meinte deshalb einmal: „Aus dem billigen Preis kann man versucht werden, einen Schluß

auf die christliche Religion zu ziehen. Ein Zauberer würde für ein solches Buch wenigstens 50 Dollar fordern.“ Im Laufe der Zeit kamen Übersetzungen der Psalmen, von Bogatſkys „Schatzkästlein“ sowie Traktate für Neugetaufte und Konfirmierte hinzu. Nommensen veröffentlichte lehrreiche christliche Geschichten, die in batakischer Schrift gedruckt und weit verbreitet wurden. Einen wichtigen Dienst leistete später das christliche Gemeindeblatt „Immanuel“ mit seinen Aufsätzen erbaulichen, belehrenden und erzählenden Inhalts. Durch zunehmende Mitarbeit der eingeborenen Gehilfen entwickelte sich ein reger Meinungs-austausch, bei dem allgemein interessierende Fragen aufgeworfen und beantwortet werden konnten. Ein Volkskalender fand in allen Gemeinden Verbreitung und trug dazu bei, Schätze des Glaubens und des Volkstums lebendig zu erhalten. Nach und nach entstanden auch Bücher, die, von Eingeborenen geschrieben, batakische Literatur und Sitten behandelten: das soziale Leben der Bataks, batakisches Recht und Sitte, batakische Sprichwörter, Fabeln und Märchen. Jedes neue Buch wurde von Lehrern und Ältesten als Bundesgenosse begrüßt; denn sie stifteten unendlichen Segen. Zeitschriften, Kalender, Traktate erfüllten eine wichtige Aufgabe an Heiden und Christen. Darum verwandte man viel Sorgfalt auf die Pflege dieser Arbeit für den inneren Ausbau der Christengemeinden. Die Entwicklung, die die Batakmission nahm, war ein Zeugnis dafür, wie Gott selbst in augenfälliger und glaubensstärkender Weise diese Mission führte. Gott berief sich in Nommensen ein mit besonderen geistigen und geistlichen Gaben ausgerüstetes Werkzeug. Nach schweren Anfängen, die an seinen Glauben und an seine Geduld die stärksten An-

forderungen stellten, durfte er die Wandlung der Bataks vom rohesten Heidentum zum Christentum miterleben und durch seinen treuen Dienst diese Wende mit herbeiführen helfen. Der Sieg erfolgte nach einem schweren, zähen Kampf zwischen Licht und Finsternis, in dem nicht die Klugheit von Menschen, nicht besonders günstige Umstände die Entscheidung brachten. Es war ein Ringen zwischen Gutem und Bösem, das etwas ahnen ließ von der grauenvollen Macht des „Fürsten dieser Welt“. Paulus veranschaulichte es mit dem Wort: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“ Das stolze Batakvolk mit seinem finsternen Heidentum, sich gegen das Evangelium bis zum Letzten wehrend, war dem Reiche Gottes näher als Völker, die dem Evangelium widerstandslos zustimmten, ohne von ihm wirklich überwunden zu sein. Das Batakvolk mußte schließlich bekennen: So hast du doch gesiegt, Nazarener! Das Evangelium von Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland der Welt, erwies sich an ihm als kraftvoll und weltüberwindend.

Schwierigkeiten - Herrlichkeiten

Befreites Land, dem großen König Christus in weiten Gebieten untertan, durfte am 7. Oktober 1911 ein doppeltes Jubiläum feiern. Die Batakmission bestand fünfzig Jahre, und Ephorus Nommensen, Doktor der Theologie seit seinem 70. Geburtstag, konnte sein goldenes Amtsjubiläum begehen. Seine Bescheidenheit und

stets geübte Hintansetzung der eigenen Person sträubten sich gegen jede öffentliche Ehrung. Es blieb ihm aber nichts weiter übrig, als auf dem Festplatz zu erscheinen, den 12 000 Christen füllten. Miteinander lobten sie Gottes Barmherzigkeit und Gnade auf dem gleichen Marktplatz Sitahuru, wo vor fünfzig Jahren der junge Missionar den Ahnengeistern hatte geopfert werden sollen. Häuptlinge und Älteste legten bewegten Herzens Zeugnis davon ab, was Gott an dem Batakvolk getan hatte; die große Wandlung wurde an diesem Dankfest sichtbar in den vielen Kirchen, die mit ihrem schlichten Weiß überall von den grünen Rändern des Tales herüberleuchteten und mit ihren Glocken Christen und Heiden zum Gottesdienst riefen. Unter ihnen stand ihr Ompu Nommensen, der mit dem Bibelwort vor einem halben Jahrhundert das helle Licht in die Finsternis des Heidentums getragen hatte. Er wirkte als einer der letzten noch lebenden „Apostel der Bataks“, die den Eckstein zum Bau des Reiches Gottes in Sumatra gelegt hatten, ungebrochen in seiner Schaffenskraft und bereit, den Dienst an den braunen Menschen unermüdlich weiter zu tun. Wenige Tage später strömte noch einmal eine unüberschbare Menschenmenge auf seiner Station Si Gumpar zusammen, die mit ihm einen Dankgottesdienst zu feiern begehrte. Wer erwartet hatte, der Jubilar könne und werde aus seinem bewegten Leben vieles erzählen, wurde enttäuscht. Er sprach kein Wort von sich, seine Predigt bildete ein einziges Gotteslob, dem er die Mahnung an das Batakvolk anfügte: „Vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat! Bei diesem Herrn bleibe! Er hat Kraft für die schwachen Menschen, sie zu erlösen von aller Sünde und Furcht.“

In diesen erhebenden Tagen mußte eine Fülle von Erinnerungsbildern vor den Augen des „Vaters der Bataks“ lebendig werden, Bilder von Schwierigkeiten, aber auch Herrlichkeiten. Da waren ihm auf seinen vielen beschwerlichen Reisen im Urwald die langen, im Gänsemarsch einherkommenden Scharen der Bataks begegnet, die auf ihren Schultern Handelsware trugen, um in der Hafenstadt Siboga Tauschwaren dafür zu empfangen. Wie fröhlich war ihm da so manches Mal ihr Gruß entgegengeschallt: „Tabe, Tuan!“ An dem Leuchten ihrer Augen spürte er: Christen aus den Bergen wanderten da im Zuge und grüßten ihren weißen Bruder. Wie herrlich war immer wieder der Blick in das Tal Silindung gewesen mit dem Kranz seiner Kirchen und dem vielstimmigen Abendläuten des Sonntags! Der Sonntag sah Scharen von Kirchgängern unterwegs, die ein erstes Heimatgefühl entstehen ließen und Gedanken an die werdende Volkskirche inmitten der Berge Sumatras. Von Station zu Station galt der Besuch den Gemeinden oder der Erkundung noch nicht erfaßter Dörfer, geleitet von batakschen Jungscharen oder geführt von landeskundigen Freunden in ständiger Bereitschaft, mit den Urhebern der vielen Tiger Spuren zusammenzustoßen, in ständigem Kampf mit dem Gelände. Wie oft rutschte er bei der Durchquerung der vielen Schluchten, mühsam sein Pferd bändigend, die Steilhänge hinunter und kam selten ohne Sturz auf der anderen Seite wieder hinauf! Eigentümlich war das Land der Steppe, eine einzige Grasfläche und Farnwildnis, hin und wieder unterbrochen von sandigen Stellen mit wasserhellem Gesteinsplitter, der im grellen Sonnenglanz das Auge blendete. Einzelne tiefe Schluchten bargen Bachläufe, an deren breiteren

Ufern einige Reisfelder kümmerlichen Ertrag abwarfen. Dazu erforderte die Begegnung mit den fremden Landeskindern ein starkes Maß an Gewöhnung. Fremd ihre Sitten und ihr Aussehen, vom schön gestalteten Menschen bis zum gebeugten, kropfbehangenen Alten, der zuweilen obendrein noch eine faustgroße Schwiele im Nacken hatte vom Lastentragen und Wasserholen. Der Ausdruck der Gesichter wechselte zwischen der Offenheit junger, unentstellter Burschen bis hin zum Schurkengesicht alter Häuptlinge, zwischen deren nicht nur abgefeiltem, sondern auch altersschwachem Gebiß der rote Sirisaft vom ständigen Betelkauen heraustroff. Oder welchen Anblick boten vor Furcht zitternde alte Frauen, denen die schwarzen, nie gekämmten Haare schlangenartig vom Kopf fielen bis auf die ausgedörrte, pergamentlederne Haut des Oberkörpers, die sich ungepolstert straff über die Knochen spannte! Alles um ihn her war fremd. Nur eins klang wie in der Heimat: das Weinen der kleinen Kinder. Aber schnell hatte er durch die Maske hindurchsehen gelernt und erkannt, daß hinter den frechsten Augen oft die größte Furcht wohnte, wie hinter scheinbarer Großspurigkeit und stolzem Dünkel sich der gebundene Mensch verbarg, der braune Mensch in Angst und Furcht vor den Geistern. In aller Schwachheit und eigenem Unvermögen wurden die Kraft und der Sieg dessen offenbar, der in den Schwachen mächtig ist. Die ganze Inbrunst erbarmender Liebe löste der leidende Bruder in ihm aus, eine Liebe, die wußte, in wessen Dienst sie kämpfte, und aus welcher Glut sie sich stärkte.

Einmal versetzte das Wunder des Kompasses, den ein überall herumspürender Häuptling entdeckte, diesen

samt seinen Gefährten in nicht enden wollendes Stauen. Über dem Betrachten des zitternden Metallstückchens, das immer nach Norden wies, waren ihnen die Zigarren ausgegangen, mit denen sie dem Tuan kurz vor der Schlafenszeit die Stube verräucherten. Aufmerksam hatten sie gelauscht, als der Missionar sagte: „Freunde, so wie das Stückchen Metall seid ihr auch. Alle Menschen gleichen dem unruhigen Ding da hinter dem Glas. Der große Gott hat in eure Seele das Verlangen hineingelegt, ihm zu dienen und sich nach ihm zu richten, wie das Metallstück sich nach Norden richtet. Aber seht, wenn ich diesen Hebel bewege, steht die Nadel fest. So halten euch die Geister und Zauberpriester fest, daß ihr nicht könnt, wie ihr wollt. Erst der Herr Jesus macht euch recht frei von der Furcht und der Knechtschaft eurer Herzen, über die die bösen Geister herrschen, so wie durch den Druck des Fingers die kleine Nadel wieder frei wird. Ihre Sehnsucht treibt sie nach Norden, ganz tief in euren Herzen treibt sie euch zu Gott, der euch Leben und Gesundheit gab.“ Noch an diesem Abend kam die Bitte aus dem Munde eines Mannes: „Tuan, lehre uns zu dem großen Gott beten, lehre uns lesen in dem Buch des Lebens, darin du immer liest!“ So fingen immer ein paar Herzen an, Ernst zu machen mit dem neuen Weg, der sie wegführte von der Vätersitte und nachbarlichem Aberglauben. Von dem gleichen Augenblick an begann das Leidenmüssen um Jesu willen; es war das nicht zu umgehende Kreuz, das werdende Christen tragen mußten. Für den Ernst und die Lauterkeit ihrer Umkehr erwies sich dieses Kreuz als Prüfstein.

Schwer war es damals, als die Pocken kamen; aber zugleich wurde es eine Zeit des Erwachens. Kampf,

Mutlosigkeit und Rückfälle blieben zwar niemals aus in den Gemeinden; doch aus dem Verfall eines zusammenbrechenden Heidentums erwachsen immer neue Siege, entstand immer mehr echtes christliches Leben. Mit dem Erstarken der Gemeinden nahmen die Rufe nach Entsendung von Predigern und Lehrern zu. Damit gelang es, die heidnische Opfersitte und den Geisterdienst zurückzudrängen und nach und nach zu überwinden. Es mußte immer wieder wie ein Wunder erscheinen, wenn nach erbitterten Kämpfen mit dem Hass der Zauberpriester, die um jeden Fußbreit des Einflusses ihrer Zauberei rangen, die Erhörungen der Gebete und die segensreichen Wirkungen der Krankenbehandlungen mit Händen zu greifen waren. Es war wie zu jener Zeit der ersten Liebe in Griechenland, Kleinasien und Rom, wo der lebendige Herr sich als der Herrscher über Menschen und Mächte erwies und Taten geschehen ließ, vor denen Menschen nur anbetend Dankesworte stammeln konnten. Mitunter war der Beistand des großen Siegers über die Mächte der Finsternis an den Brennpunkten des Kampfes sichtbar zu spüren. Wo der eigene Verstand nur noch mit Bitterkeit der Falschheit und Untreue von Menschen gedachte, wo wir in Ohnmacht zitterten, da zerbrach seine Machterweisung dunkelste Anschläge aller Widersacher.

Sonntag um Sonntag läuteten die Glocken; eine Stunde später erklangen die ersten Lieder der Kranken vor dem Missionshause, mit denen ein Lehrer die Morgenandacht hielt. Da kam ein Kind mit Brandwunden, mancherlei Augenranke, Fieberranke, Wassersüchtige, Frauen mit Unterleibsleiden, ihnen allen galt der erste helfende Dienst. Dann begann das Kir-

chenläuten. Die Kirchgänger lagerten bereits unter den Bäumen, festlich gekleidet erschienen die Kinder. Ein Harmonium begleitete den kräftigen Gemeindegesang, ein Ältester erzählte das Sonntagsevangelium. Von Schülern wurde in Frage und Antwort das erste Hauptstück aufgesagt, von einem Häuptling stellvertretend für die Gemeinde das Glaubensbekenntnis gesprochen. Junge Mädchen sangen im Chor: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden.“ Berichte aus den Filialen folgten, die neue Arbeit für die kommende Woche ergaben. Verändert hatte sich das Bild der Gemeinde: aus umkämpften Tälern waren Täler des Friedens geworden. Eine junge Christenschar, wohl mit allerlei Schlacken behaftet, aber voll echten Frömmigkeitsernstes bevölkerte die Dörfer eines befreiten Landes. Das Land blieb Kampfgebiet; aber über ihm lag ein Glanz von dem Glück und dem Wissen um das Reich, in dem Friede und Gerechtigkeit wohnen. Nach und nach ging die Saat des Gotteswortes auf, das ja nie leer zurückkommt.

Unvergeßlich blieb der erste Anblick der Ärmsten der Armen in Sumatra: der Aussätzigen. Gefürchtet und gemieden jagte man sie einst in die Wälder, hatte auch nicht davor zurückgeschreckt, diese Unglücklichen lebendig zu verbrennen. War der Heide ein angesehener Mann, so wagte niemand etwas gegen ihn zu unternehmen, und er blieb unbehelligt im Dorf. Die Schutzlosen wurden dagegen erbarmungslos aus den Dörfern gejagt, bauten sich im Freien eine elende Hütte, wohnten in Höhlen und lebten von Diebstahl, den sie im Schutze der Dunkelheit verübten. Mitleidlos überließen die Heiden den Aussätzigen seinem Schicksal. Christliche Barmherzigkeit konnte an diesem Notstand nicht

vorübergehen. Huta Salem hätte zum Sammelpunkt eines Werkes der Barmherzigkeit werden dürfen. Im eigenen Dorf sich selbst versorgend und verbindend, konnten sie die vorhandenen Schwefelquellen zur Linderung nutzen. Die grausame Krankheit erforderte es, daß Ehepaare nicht zusammen sein durften. Im Anfangsstadium der Krankheit verrichteten die Kranken leichte Dienste, bearbeiteten Gärten, kochten das Essen. Mit dem allmählichen Versagen der Glieder — Finger, Zehen faulen ab — endete der Zersetzungsprozeß tödlich, der mit medizinischen Mitteln nicht aufzuhalten war. Nicht ohne Rührung war es mitanzusehen, wie die Hilflosesten von den noch Beweglichen versorgt wurden.

Es wäre dennoch nur ein bitteres, unendlich trauriges Dasein gewesen, wenn nicht der Glaube an die andere Wirklichkeit jenseits von Not und Krankheit auch dem Kränksten als Licht aus der Höhe geleuchtet hätte. Täglich versammelten sie sich in den Häusern und in der Kirche um das Evangelium. Geborgen in einer Anstalt wußten sie nun, daß nicht Giftdämpfe, allerlei Heidenspektakel sowie alle möglichen und unmöglichen Instrumente nötig waren, um sie von bösen Geistern zu befreien, ehe eine Gesundung eintreten konnte. Keiner führte mehr einen Schmerz oder Ausschlag oder Fieberhitze auf einen Geist zurück, der übertölpelt oder herausgelockt werden mußte; sie brauchten die Hilfe der Zauberpriester nicht mehr. Die Hilfeleistungen der Mission schlugen eine Bresche in dieses Wahngelände, hier erfüllte sich etwas von dem Wort Jesu: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Menschen, die für dieses Leben keine Hoffnung mehr hatten, streckten sich mit großem Verlangen nach

dem Evangelium aus, dessen Wesen sie als todüberwindende Macht begriffen. Stille Freude ergriff diese Ausgestoßenen, die, von allen Menschen bisher mißhandelt, auf einmal mitfühlende, erbarmende Liebe erfuhren. Besonderes Verständnis zeigten sie für die Hoffnung ewigen Lebens, wo auch sie glücklich, rein und gesund sein durften.

Reicher Segen lag auch auf der Arbeit der Industrieschule. In all ihren Zweigen erfüllten sich die Absichten, von denen Nommensen als Ephorus in einem Brief bei der Suche nach einem geeigneten Leiter geschrieben hatte: „In der Goldschmiedekunst und in der Zahntechnik soll er bewandert sein und die Zimmerei, Schreinerei, Drechslerei und Schmiedekunst gründlich verstehen. Wie Posaunen gemacht, Steine und Ziegel gebacken, Uhren hergestellt und repariert werden, besonders Kirchenguhren, das muß er wissen. Auch Mühlenbau für Wasser- und Windbetrieb zum Reisschälen muß er sich gründlich ansehen, damit das leidige Reisstampfen aufhört und die armen Frauen im Lande Erleichterung bekommen, daß sie nicht immer morgens um 3 Uhr aufstehen müssen. Er muß auch zum Tierarzt, er muß sich beim Schlächter die Art und Weise des Schlachtens ansehen, damit die Tierquälerei aufhört. Über Schiffsbau mit Hinterschauflrädern muß er Bescheid wissen. Er muß in die Druckerei, um die Maschinen gründlich kennenzulernen. Denn wir müssen mit der Zeit eine bataksche Zeitung herausgeben, sonst werden wir von mohammedanischen nichtsnutzigen Dingen überflutet.“ Nun herrschte reges Leben in der Möbeltischlerei, Wagenbauerei, Bootsbauerei und Buchbinderei. Von früh bis spät ging das Hobeln, Sägen, Hämmern, Feilen, Kleben, Zeichnen unter der

Leitung von Werkmeistern. Aus der Druckerei kamen alle Bücher, Zeitschriften, Traktate, Listen, Formulare, die im Batakland gebraucht wurden. Das Motorboot „Tole“, das auf dem Tobasee verkehrte, wurde dort gebaut, ein batakischer Schlosser betreute es bei seinen Fahrten. Viele junge Menschen gelangten während ihrer Ausbildungszeit hier unter christlichen Einfluß und erkannten den Wert der christlichen Lehre. Nun arbeiten sie im Land verstreut als Schreiner, Klempner, Schlosser, Schmiede und beweisen täglich, daß Beten und Arbeiten einen guten Zusammenklang ergeben.

Als außerordentlich wichtig erwiesen sich immer wieder die jährlichen Konferenzen. Da saßen sie alle zusammen, die Pioniere des fortdauernden Ringens um die Befreiung des Landes von den Fesseln äußerer und innerer Not; ihre Berichte ließen den Atem der Kampfzeit spüren, die freudig und ungebeugt durchgestanden wurde. Immer wieder stand der Ruf vor ihnen, der zu neuem Vormarsch rief in Gebiete, in denen weitere braune Menschen sehnsüchtig auf Befreiung warteten. Der Islam griff mit seinen Fängen nach diesen Menschen, die den Wust seiner Dogmen und Formen nicht verstanden. Drohend stand die Gefahr auf, daß die Bataks von einer Finsternis in die andere gingen und die Unfreiheit blieb. Menschen konnten es nicht machen; aber im Vertrauen zu dem, der allein die Herzen erobern kann, beseelte alle ein Wille: Vorwärts! Für diese Arbeit wünschte sich Nommensen Männer mit großem Mut und starkem Glauben, wenn er sich an die Heimat in Barmen wandte: „Es müssen die tüchtigsten Leute sein, die wir haben. Keine heißblütigen cholerischen Naturen, sondern lang-

mütige, freundliche, aufopferungsfähige, liebevolle Männer. Auch keine Sanguiniker, die den einen Augenblick himmelhoch jauchzen und dann gleich über kleinste Widerwärtigkeiten im Leben stolpern. Leute vielmehr, die mit Gott als der unbedingten Wirklichkeit rechnen wie mit Zahlen und sich am Anfang des Kampfes schon des Sieges freuen. Wählen Sie für uns Brüder aus, die vor keinen Strapazen zurückschrecken und mit ihrem Gott auch über Mauern springen! Augenblicksmenschen sind wenig brauchbar. So recht zähe Deutsche, wenn auch nicht allseitig begabt, die aber unseren Herrn über alles lieben, sind hier die brauchbarsten. Behäbige, Bequeme, Pedantische und Nervöse hätten wir lieber nicht. Wenn Sie junge, begabte, gesunde, gläubige, ein bißchen ängstlich-gewissenhafte, aber mit Energie und langmütiger Geduld, mit inniger Liebe zum Herrn, zu den Brüdern und zu allen Umkämpften ausgerüstete Brüder haben, die schicken Sie uns!“

Bitter war es gewesen, wenn der Vorwurf kam, daß die evangelische Mission ihren Pflegebefohlenen unverstandene dogmatische Lehrsätze und das Beten beibringt, aber die viel wichtigere Erziehung zur Arbeit und zur Kultur vernachlässigt. Die Unrichtigkeit solcher Behauptung widerlegte jeder auch nur flüchtige Besuch in Silindung und Toba. Hunderte von Schulen unterwiesen einige zehntausend Kinder; jede Missionsstation ließ sich das zeitliche Wohl ihrer Gemeindeglieder anbefohlen sein; seit dem Einzug des Christentums war die Kindersterblichkeit bedeutend zurückgegangen; der allgemeine Wohlstand hatte sich allorts gehoben. Die Missionare wirkten auch erzieherisch auf ihre Umgebung. Ihr Häuserbau, ihre Lebensweise in

gesunden und kranken Tagen fand Nachahmung, ihr Umgang mit Säge, Hobel, Hacke und Hammer verhalf diesen Geräten zu eifriger Benutzung unter den Eingeborenen. Nun entstanden luftige, reinliche Häuser; Wege und Brücken erleichterten den Verkehr; die Menschen wurden reinlicher, fleißiger, gesünder. Die christianisierte Jugend hatte sich nützliche Fertigkeiten angeeignet und konnte mit Pflug, Webstuhl und Nähmaschine die Lebensverhältnisse des Landes fortschreitend verbessern. Gärten und Anpflanzungen nutzten den Segen der Erde aus, minderten die Sorge um das tägliche Brot und halfen die verborgenen Schätze heben, an denen dies viel zu wenig ausgenutzte Land so reich war. Keinen Augenblick lag es in der Absicht der Mission, Kultur als äußeren Firnis zu benutzen; sehr ernst nahm sie es mit ihrem Willen, daß die Christen ihre Volkseigenart beibehalten sollten. Die Benutzung von Schuhen, europäischer Kleidung, Stühlen, Gabeln, Messern wurde deshalb niemals gewünscht oder die Gewöhnung an Bedürfnisse gefördert, die über den vorhandenen Vermögensstand hinausgingen. Reichen Nutzen stifteten aber gediegene Schreinerarbeit, die Einführung des Pfluges, die Benutzung handlicher Wagen, das Vorhandensein besserer Webstühle.

Schwer und lastend stand die Sorge des Kampfes mit dem Islam auf. Angriff und Verteidigung, Vordringen und Geländeverlust wechselten. Ein Bericht aus dem Süden des Landes, wo Mohammeds Sendboten der Missionsarbeit zuvorgekommen waren, bewegte Gedanken und Gebete des Ephorus; er enthüllte ein Ringen an zwei Fronten, einen Kampf mit batakischem Heidentum und mit dem Islam: „Man kommt von Pangaloan über Si Mangumban, wo jetzt ein kleines

Gotteshaus steht; des anderen Tages nach Bulu Panjung, wo freilich kein Kirchlein steht, sondern eine Moschee; ebenso findet man eine Moschee in Antormangan. Man sieht dann rechts auf einer Anhöhe Pan-sur pago und Pangaran djulu mit etwa 675 Seelen; links erblickt man Si Langge mit 125 Seelen und drei Moscheen. Zehn Minuten weiter findet das suchende Auge das weiß angestrichene Kirchlein von Si Pirok. Aber was ist denn das für ein großer Palast, welcher alle Häuser weit überragt und so breit vor uns liegt? Es ist keine Schule noch Kirche, sondern Satans Stuhl und Mittelpunkt des Mohammedanismus hier. Gegenüber liegt mit Ölfarbe gestrichen und schön verziert die geräumige Wohnung des Kuriahäuptlings. Ist er Christ? O nein! Er ist ein Erzfeind des Christentums, und sein Bruder ist das Haupt der Moschee. Da wird das Herz beklemmt und beengt; jedoch wir suchen dahin zu gelangen, wo wir früher das Türmchen sahen. Ja richtig, da steht das Kirchlein so klein, so unscheinbar, daß mir ein lieber Bruder sagte: ‚Das macht einen niederschmetternden Eindruck, wenn man das sieht.‘ Was bleibt da für ein Trost? Es gibt nur einen, und das ist das Wort des ewigen Gottessohnes: ‚Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.‘ Was der Hauptunterschied zwischen Angkola und Silindung ist, wissen wir alle, nämlich, daß wir es in Toba-Silindung mit Heiden zu tun haben, welche fast ausnahmslos einsehen, daß sich ihre Religion nicht mehr halten kann, und in Angkola mit Mohammedanern, die das Christentum als eine veraltete Sache betrachten, eine Religion, welche Gott durch eine neue ersetzen mußte; mit Leuten, welche diejenigen belächeln, verspotten und

anspeien, welche noch auf einen Mann am Kreuze vertrauen. Nobi Isa (der Prophet Jesus) ist ihnen ein untergegangener Stern, welcher seinerzeit barmherzig gegen die Armen, also ein guter Mann war; aber Mohammed ist der Held des Tages. Mit ihm gehen sie erst in die Hölle, um von Stufe zu Stufe mit ihm in einen Himmel zu gelangen, in welchem ihnen alles werden wird, was eine Batakseele sich wünschen kann. Dazu kommt ein zweiter, vielsagender Unterschied, daß nämlich in Silindung alle Häuptlinge bis auf einen Christen sind; in Toba ist, soweit es unter dem Gouvernement steht, die Zahl der noch heidnischen Häuptlinge verschwindend klein. Hier dagegen sind die drei Kuriahäuptlinge und fast alle Dorfhäuptlinge fanatische Mohammedaner, welche nur auf den Zeitpunkt warten, wo sie das Christentum mit Stumpf und Stiel ausrotten können. Die Folge davon ist, daß das Volk im großen und ganzen seinen Häuptlingen in Religionssachen folgt. In Silindung fängt man an, sich zu schämen, noch ein Heide zu sein; hier ist es eine Schande, wenn man ein Christ, ein unreines Tier ist, in dessen Fußstapfen kein reingewaschener Mohammedaner treten darf. Wenn man die Leute auffordert, bei dem Herrn Jesus ihr Heil zu suchen, dann ist noch das beste Ende des Gesprächs: Ich will einmal nachdenken; oder: Wir sind Nachfolger unserer Häuptlinge; oder: Wir würden geschlagen werden in unserem Fürstenhause, wenn wir das täten; oder: Unser Häuptling würde dann andere Leute gegen uns aufhetzen, um uns beim Kontrolleur anzuklagen, dann unsere Gegner stützen, und wir wären verloren. Will eine Familie zum Christentum übertreten, dann begräbt man nachts Frösche, Kröten, Unken unter ihrem

Hause, um ihnen bösen Zauber anzutun, und man hört sagen: So muß man es Leuten machen, welche man gern los sein will; oder man speit ihnen ins Gesicht, und wenn der Lernende fragt warum, bekommt er zur Antwort: Weil du ein stinkender Christ bist und meine Fußsohlen reiner sind als du. Es bleibt dem Manne nichts übrig, als klein beizugeben und wieder Mohammedaner zu werden oder zu dulden, bis der Sturm vorüber ist. Klagt er, so stellt sich der Häuptling böse und schimpft auf die Unruhestifter, denkt aber in seinem Herzen: Wärest du nur mit deinem Christentum über alle Berge! Das sind Zustände, die man in Silindung nicht kennt. Die christlichen Häuptlinge, von denen ich mehrere hochachte, würden einem solchen Treiben bald ein Ende gemacht haben. In Angkola findet der Christ, auch wenn sein Recht am Tage liegt, keine Unterstützung bei seinem mohammedanischen Häuptling, und es ist große Gnade vom Herrn, wenn wir unparteiische, bedächtige Beamte haben, welche nach Gerechtigkeit überlegen und erwägen, daß Mohammedaner den Christen gegenüberstehen. Bei der Masse ist es nicht der Glaube an Mohammed, welcher die Leute vom Christentum zurückhält, sondern die Furcht vor den Häuptlingen, welche die Christen als Feinde betrachten. So hat sich der Teufel eine kompakte Masse geschmiedet, an welcher alle Menschenweisheit und Klugheit zurückprallt und alle Rednergaben und theologischen Gedanken einfach verfliegen. Sollen wir verzagt abziehen? Ich sage: Unter keinen Umständen! Nur durch den Glauben fielen die Mauern von Jericho. Der Fürst der Heere Gottes hat bis heute noch dieselbe Macht, darum auf Jesu Wort getrost vorwärts!“ So ducken sich neben den hoch, protzig und

augenfällig zum Himmel ragenden Moscheen kleine weiße Kirchlein im Schatten mächtiger Bäume, um die sich christliche Gemeinde schart und sich mit Mut und Selbstverleugnung gegen starken Haß der Mohammedaner behauptet.

Zu tiefem Dank stimmte die Tatsache, daß Luthers „Herr Omnes“, die Allgemeinheit, nirgends so viel bedeutete wie im Batakland. Das zeigte sich im Bösen wie im Guten. Im Guten wirkte diese Einmütigkeit fördernd bei der überraschend schnellen Überwindung des äußeren Heidentums mit. Begus und Sombaons galten längst nichts mehr, heilige Bäume fielen unter Axtschlägen, Zauberstäbe, Dorfgötzen, Feldaltäre und Totenopfer waren verschwunden. Dabei stand zugleich die Frage auf: War innerlich damit ein Wachstum verbunden? Es drohte die Gefahr, daß der werdende Christ in Abendmahl, Taufe und Bibel magische Kraftspender sah. Es war naheliegend, manches Neue im Sinne von Altem zu mißdeuten, sehr viel Altes, kaum als Aberglaube Faßbares, und darum nicht für schwerwiegend erachtet, beizubehalten. Solche Gefahren waren bis auf unbedeutende Reste überwunden, Rückfälle ins Heidentum ereigneten sich nur noch sehr selten. Wenn sie vorkamen, folgte nicht nur ein Zurücksinken in Aberglauben, sondern auch in sittliche Haltlosigkeit. Im großen ganzen war das Heidentum innerlich überwunden, die Menschen waren frei geworden von der Furcht vor Begus und Sibasos, von dem unheimlichen Heer der Furchterreger in Dorf, Feld und Wald. Das war das Werk des Einen, der die Welt so liebte, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Was war das für eine bedeutsame Stunde, als Nommensen eines Tages seine Schritte zu dem Haus des Mörders von Lyman und Munson lenkte! Auf demselben Weg schritt er über das Feld, auf dem die beiden Ermordeten sich dem Dorf Sisakkas genähert hatten. Seltsame Stille lagerte über dem Land. Verwilderte Felder ringsum, kein Mensch oder Tier deutete darauf hin, daß hier Hütten zu finden waren. Grün überwucherte Brandstätten säumten den Wegrand; es schien, als habe der Mord sich an dem Dorf gerächt. Aber dann erhob sich ein meterhoher Dornwall, hinter dem die letzten Häuser sich versteckten, gleichsam um auf der Hut zu sein vor drohender Vergeltung. Beim Eintritt in eins der Häuser sprang ein etwa sechzigjähriger Batak mit allen Anzeichen tödlichen Erschreckens hoch. Es war der Mörder Panggalamei. Er wechselte erbleichend die Farbe, Auge in Auge stand man sich gegenüber. Einige ruhige Fragen blieben ohne Antwort. Staunendes Fürchten ließ alle seine Glieder erzittern, als der weiße Besucher mit gütigen Worten von Frieden sprach anstatt von Rache, die nach solcher Mordtat doch hätte folgen müssen. Unter dem Vorwand, seine Frau rufen zu wollen, sprang der Mann plötzlich ins Freie. Ruhelos floh er in den nahen Urwald. Umsonst blieb das Warten auf die Rückkehr; auch die später heimkehrenden Söhne gaben vor, nicht zu wissen, wo ihr Vater sei. Beim Umschauhalten in der Hütte fanden sich die Jagdgewehre der Ermordeten; grauenvoll war der Anblick eines Bündels Menschenschädel, die zu verwittert waren, um ein Erkennen bestimmter Rassemerkmale zu ermöglichen. Ihre Aufbewahrung legte bestimmte Gedanken nahe. Die Sippe der Panggalamei ist ver-

kommen, sie hat die Botschaft vergebender und rettender Liebe in Jesus Christus niemals angenommen, auch dann nicht, als beinahe die ganze Umgegend christlich geworden war. Einen Gedenkstein errichteten Vertreter der batakischen Christenheit an der Stelle, wo die beiden Märtyrer der Batakmission ihr Leben ließen, deren Blut der Same ihrer Kirche werden sollte. Die blutige Mordtat sollte der Missionsarbeit ein Ende bereiten, einige Jahrzehnte später versammelten sich Abgesandte der großen batakischen Christenheit in Gebet und Andacht, um das Andenken jener Zeugen zu ehren und Gottes Gnade an ihrem Volk zu rühmen: „Ihr gedachtet es böse zu machen; Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Der Einbruch der beiden tapferen Männer ins Heidentum mißglückte; aber die Frohbotschaft vom Tuan Djesus brach schließlich doch alle Schranken des furchtgebundenen Heidentums, und über dem Lande erhob sich das Siegeszeichen des Kreuzes.

Da war auch jene andere Stunde im Gefängnis der Hafenstadt Padang. Ein junger holländischer Soldat erwartete seine Hinrichtung, fluchte Gott und der Welt, daß sein Leben verwirkt sein sollte. Freunde berichteten von der tiefen Seelennot dieses jungen Menschen, an der man nicht vorübergehen konnte. Der Ruf „Gehet hin in alle Welt!“ verlangt vom Christen ständige Dienstbereitschaft, auch wenn man auf der Reise zu einem Heimaturlaub ist. So begann im Gefängnis der Kampf um dies junge Blut, und Nommensen durfte Zeuge sein, wie auch hier der Herr Christus siegte. Wie hatte da nur ein Bekenntnis Raum: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast“! Im Frühlicht des Hin-

richtungsmorgens begleitete der Missionar den Verurteilten zur Richtstätte. Inmitten der Garnison stand er in den letzten Minuten neben ihm, sah ihn knien mit freier Brust und beten vor allen Kameraden zu dem, in dem er seinen Meister gefunden hatte. In der Tasche über der durchschossenen Brust fand sich das blutbefleckte Neue Testament des Gerichteten; rot war die Seite, die sie gemeinsam gelesen hatten: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Später in Holland vernahm Nommensen von dem Dankgebet einer Mutter darüber, daß der Sohn so endete, aber nicht verlorenging. Das traurige Ereignis gab den Anlaß, daß Padang fortan einen ständigen Missionar bekam, dem die bis dahin vergessene Sorge für die dort und in der nächsten Umgebung untergebrachten Kolonialsoldaten als besondere Aufgabe anvertraut wurde. Auch ein Abschnitt im Ringen um Brüder in Not, seit der Stunde, da der Welt Heiland sprach: „Gehet also hin und macht zu meinen Jüngern alle Völker Ich aber bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“

Lebendiges Erbe

Mitten aus der Arbeit rief Gott den rüstigen Greis im vierundachtzigsten Lebensjahr heim in die Ewigkeit. Die Trauer des Batakvolkes war groß, Tausende machten sich aus Silindung und Toba auf, um noch einmal ihren Ompu Nommensen zu sehen. In endlos langem Zug schritten sie an seiner Bahre vorüber. Viele verbanden in ihren Gedanken mit dem Leben dieses großen Missionars das Bekenntnis des Missionars des Urchristentums: „Herrlichen Kampf habe ich gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue gehalten.“ Der Geist,

der unter dem Batakvolk lebendig war, kam in dem Wort eines Pandita zum Ausdruck, der sich damit zum Mund seines Volkes machte: „Wir schauen sein Ende an und folgen seinem Glauben nach.“

Sein Erbe fand treue Verwalter. Nicht zuletzt durch die Arbeit der Kongsji batak, die nur ein Ziel kannten: Missionierung der noch heidnischen Bataks durch Bataks. Verwaltung und Leitung lag ausschließlich in den Händen von Bataks; hier fand lebendiger Missionstrieb, wie er allen echten christlichen Kirchen seit Beginn der Kirchengeschichte eigen war, seine sumatranische Gestalt. Mit Einwilligung der europäischen Missionare entsandten sie aus eigenen Mitteln besoldete Evangelisten und Lehrer in alle Gebiete, die der Ruf „Vorwärts“, von dem Nommensen ein Leben lang erfüllt gewesen war, noch nicht erreicht hatte. Das Arbeitsgebiet erstreckte sich bis hin auf die der Südküste vorgelagerten Inseln.

In allen Gemeinden waren Missionsfeste eine regelmäßige Einrichtung, auf denen die Kongsji batak die Verbindung zwischen der jungen heimatlichen Kirche und den Kampfgebieten herzustellen wußten. Überfüllt waren an einem solchen Tage die Kirchen, Posaunen schallten den Besuchern entgegen, Chöre sangen, Gemeindelieder erklangen, denen die Posaunenbegleitung einen sieghaft vorwärtsdrängenden Rhythmus verlieh. Unter den Zuhörern lauschte seit Jahren mit den anderen die getaufte Witwe des größten Christenhassers, des Singa Mangaradja, mit ihren Söhnen den Worten, die von Glauben, Hoffen, Lieben der jungen Christenheit eines befreiten Landes redeten. Mancher Pandita konnte es nicht lassen, immer wieder von dem verstorbenen „Vater der Bataks“ zu erzählen,

während er eigentlich von den Erfahrungen seiner Reisen berichten sollte, auf denen er noch letzte Zufluchtsstätten dunkelsten Heidentums mit Altären voll Menschenschädel und auf den Märkten feilgebotenem Menschenfleisch angetroffen hatte. In solchen Augenblicken wurde das Herz einfach getrieben, gerade jetzt von einer Reise mit dem Tuan Nommensen zu erzählen, die um die Nordküste des Tobasees geführt hatte. Unvergesslich war geblieben, wie in einem Sturm auf dem See, als alle Bootsleute versagten, der schon weißhaarige Nommensen wie einst als Junge an der nordfriesischen Küste mit ruhigem Willen Ruder und Segel bändigte und die Not des Sturmes bezwang. Allen Bangen und Ängstlichen nahm er durch sein entschlossenes Handeln jede Furcht. Atemlos lauschte die Gemeinde solchen Berichten von Begebenheiten, an die sich nur noch wenige Alte erinnerten, wo von Greueln und Zauberei die Rede war, während auf die Jugend solche Dinge nur noch wie eine alte Legende wirkten. Ein Lehrer schilderte die Angst der Heiden, als einige Christen darangingen, für einen Brückenbau Bäume eines für heilig gehaltenen Hains zu fällen. Furchtsam flohen sie alle in Erwartung der Rache des Sombaon. Sobald der erste Baum gefallen war, wagten sich einige Heiden wieder heran; schließlich ging es durch die Umstehenden: „Euer Gott hat gesiegt!“ Einen Riesenbaum hatte man stehengelassen, unter dem die Christen einen Gebetsplatz einrichteten; hier ging keiner von ihnen vorüber, ohne seines Gottes und seines Volkes zu gedenken.

Freudig leuchteten die Augen der Hörer, wenn sie vernahmen, daß der Glaube Schritt um Schritt in die Urwälder vordrang und auch vor widerspenstigsten

Häuptlingen nicht haltmachte, indem sie bekannten: „Wenn die Sonne aufgeht, wird es eben hell.“ Das Wort Gottes lief durch die Lande, und es wurde hell. Wenn dann die Opfertgaben Zeugnis davon ablegten, daß ein befreites Land und Volk Dank opferte, erfaßte die Herzen zugleich heilige Sehnsucht, daß alle noch fernen Brüder, das ganze Volk der Bataks, sich um den einen lebendigen Gott scharen möchten.

Es ist eine Geschichte voller Wunder, auf die Sumatra zurückblicken kann, seitdem die ersten Missionare das geheimnisvolle, unbekannt Land betraten. Gott öffnete die Augen der Menschen und ebnete die Wege dorthin. Er schenkte die Männer, die diese Wege gehen sollten. Hier wurde nicht vorsichtig rechnend und erwägend Schritt vor Schritt gesetzt, sondern, erfüllt von dem einen Gedanken: Vorwärts!, ging man in gesammeltem Einsatz gegen den Machtblock des Heidentums vor. Der Geist der Erweckungsbewegung, aus der die Rheinische Missionsgesellschaft hervorgegangen war, ihre Glaubenswärme, der Bekenntnisernst und der Evangelisationsdrang sprengten die Fesseln eines heidnischen Geister- und Aberglaubens. Mochte in gewissen Zeitabschnitten mit ihren Massentaufen oder Parolen von „Volksbekehrung“ und „Volkskirche“ der Ruf nach persönlicher Glaubensentscheidung scheinbar übertönt werden, so ist im Grunde alle missionarische Arbeit auf Sumatra bestimmt gewesen von dem evangelistischen Trieb, der alle theologische Lehrhaftigkeit und traditionelle Form wieder und wieder durchbrach. Er beherrscht noch heute die Kirchen Indonesiens, lebendig und immer wieder fruchtbar werdend in Zeugnis und missionarischer Tat.

Die blühende Arbeit der deutschen Missionare in

den Bataklanden auf Sumatra wurde im Verlauf des Zweiten Weltkrieges völlig zum Erliegen gebracht. Bereits die Besetzung durch die japanischen Truppen führte alle Deutschen in die Angst und Not der Gefangenenlager. Die Nachkriegsereignisse, stellen, im Zusammenhang mit der indonesischen Freiheitsbewegung, mit ihrem blutigen Ringen um Lösung von jahrhundertelanger Kolonialherrschaft auch die jungen Christengemeinden auf harte Bewährungsproben. Das eigentliche Herz des Landes schlägt aber auch heute noch in seinen Dörfern. Da wird man geboren, da stirbt man. Auf dem Dorfplatz spielt sich der Alltag ab. Selbst der in die Fremde Gezogene kehrt immer wieder gern in sein Heimatdorf zurück. In den Dörfern stehen auch die Kirchen. Verloren am Reisfeldrand erhebt sich hier und da eine Hütte mit prangender Aufschrift, die besagt, daß hier eine Pfingstgruppe oder Adventisten zusammenkommen. Aber die Kirche steht in den Dörfern. Trotz vieler böser Ereignisse im kirchlichen Leben gibt es manchen treuen Eckart der Eingeborengemeinde. Als auf einer Nachkriegssynode allzu harte Urteile über die Mission gefällt wurden, trat ein alter Synodaler mannhaft und unerschrocken für die Missionare ein, die nicht als fremde Eindringlinge, sondern als Boten des Evangeliums bezeichnet wurden und aus der Geschichte des Landes nicht mehr fortzudenken sind. Wie stark das Wirken der Missionare in den Herzen der Eingeborenen weiterlebt, beweist die Tatsache, daß die Gräber der in fernem Lande ruhenden Missionsboten von treuen Christen Jahr um Jahr tadellos in Ordnung gehalten werden. Bei der in diesem Lande überaus üppig wuchernden Vegetation ist das keine Kleinigkeit.

In dem Landstrich um den Tobasee begegnet man heute, im Gegensatz zu anderen Gebieten, einer ausgesprochen volkskirchlichen Prägung des Gemeindelebens. Der Bund zwischen Kirche und Volksgemeinschaft ist hier eng, Splittergemeinden und Sekten gibt es kaum. Auch die Katholiken, die vor zehn Jahren ihren ersten Versuch unternahmen, hier Fuß zu fassen, konnten keine Bresche schlagen. Verläßt ein katholischer Sendling das Dorf seines Wirkens, folgt ihm auf dem Fuße der Eingeborenenprediger und besucht die gefährdeten Gemeindeglieder. Die christianisierte Volksgemeinschaft wehrt sich gegen kirchliche Zersplitterung. Es ist ein bewußt protestantisches Volk in diesem Landesteil. Die Volkskirchlichkeit steht manchmal in der Gefahr, als eine Volksgemeinschaftsreligion die Ordnungen und Bestimmungen gleichsam zu einem Gott zu erheben. Zahlreiche geistliche Führer blicken mit Besorgnis auf diese Entwicklung und wünschen mehr geistliche Seelsorger, gleichsam als Angriff des Evangeliums auf den einzelnen. Der Geist dieser volkskirchlichen Prägung findet starken Ausdruck in den Kirchengebäuden. Wundervoll gemaserte Hölzer des Sumatrawaldes und ihre sorgfältige Bearbeitung haben Kirchen von großartiger Raumschönheit erstehen lassen, die andere Landesteile nicht kennen. Die Lebensdauer eines Holzbaues in den Tropen währt nicht länger als vierzig Jahre; die Gemeinden werden, wenn die Zeit zum Neubau gekommen ist, an Kirchengebäuden nicht sparen und zu Opfern immer bereit sein. In allen Kriegswirren und Nachkriegserschütterungen hat die Christenheit Sumatras Geistesfülle und Ursprünglichkeit apostolischer Zeit bezeugt. Die blühende deutsche Missionsarbeit ist zerschlagen, aber die christ-

liche Bruderschaft der jungen Gemeinden im Batakland erweist sich als ein Sieg des Glaubens.

Der Herr der Weltmission bewies, daß er den Schlüssel in der Hand hat, der allein Türen öffnet und Türen schließt. Noch sind es nur wenige Missionare, Ärzte und Schwestern, die den Dienst auf den alten Missionsfeldern wiederaufnehmen konnten. Im Laufe eines fast hundert Jahre währenden Missionsdienstes hat Gott wunderbare Ernten reifen lassen, er hat seine schirmenden Hände über das Werk gebreitet, immer wieder Auswege gezeigt und Hilfen geboten. Mit tiefer Beschämung kann allein die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel gerühmt werden: Herr, wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinen Knechten getan hast! Dir sei die Ehre in Ewigkeit!

Erklärung fremder Wörter und Ausdrücke

Animismus, animistisch = Seelenglaube, verbreitetste Form niederer Religion, verbunden mit Geisterdienst, Geisterfurcht und religiös begründeten Verbrechen

Begu = böser Geist

Betel = Pflanze, deren Saft scharf würzig ist

Datu = Zauberpriester

Djesus = Jesus

Kuria = besonderer Häuptlingstitel

Ompu = Großvater

Panditaatak = Eingeborenenprediger

Radja = Sippenoberhaupt, Dorfhäuptling

Sibaso = Geistermedium

Siri = Gewürzpflanze

Sombaon = Ahn

Tabel = Sei begrüßt!

Tole! = Vorwärts!

Tuan = Herr

Benutzte Literatur

Wilhelm Schreiner: Im Kampf um die Welt.
Hellmuth Wollermann Verlag, Braunschweig.

Johannes Warneck: Fünfzig Jahre Batakmission.
Martin Warneck Verlag, Berlin

Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.
Verlag der Rheinischen Missionsgesellschaft,
Wuppertal-Barmen.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**, Tante **Hanna**, Mutter **Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von Jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.

Band

- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck**, **Ohm Michel**, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roeßle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer - Lindner: **Joseph Simsa**. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: **Jakob Vetter**. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: **Johann Heinrich Volkening** u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: **Ludwig Nommensen**. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: **Ernst Gottlieb Woltersdorf**, **Friedrich Traub**. Zwei Frühvollendete.

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“
